



3. Heft | 14. Februar 1917

LUDWIG QUESSEL · NAPOLEONS KAMPF GEGEN ENGLAND

AM 31. Januar 1917 hat die deutsche Regierung ihren Entschluß kundgetan den unbeschränkten Unterseebootkrieg gegen England zu führen. Damit hat sie England nicht nur als das Haupt der Koalition sondern auch als den eigentlichen Gegner Deutschlands anerkannt, gegen den es den Frieden zu bringen gilt. Der Sinn dieses Kampfes ist nun auch denjenigen in unserer Partei klar geworden, die bisher anders orientiert waren. Deutschland führt hier nicht nur seine und seiner Verbündeten Sache sondern die europäische Sache überhaupt. Es handelt sich darum, daß das kontinentale Europa von der englischen Suprematie befreit werden soll, die die nie versiegende Quelle der europäischen Kriege gewesen ist. Deutschland nimmt so das politische Programm auf, das vor mehr als einem Jahrhundert Napoléon zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, an dessen Durchführung er aber scheitern mußte, weil er seiner Zeit zu weit voraus war, weil die Verhältnisse und die Menschen nicht reif waren. Und darum wendet sich heute, an diesem entscheidenden Wendepunkt des Krieges, der Blick jener gewaltigsten Persönlichkeit der neuern Geschichte zu, deren Vermächtnis nach 100 Jahren noch immer unausgeführt geblieben ist.

Wer jemals versucht hat sich von den Ursachen Rechenschaft abzulegen, die in der modernen Historie den Wechsel der Auffassungen hervorrufen, wird bald zu der Erkenntnis gelangt sein, daß die historische Forschung ihre stärksten und fruchtbarsten Impulse doch immer von der Politik des Tages empfängt. Sie bestimmt, welchen Männern und Zeiten sich die Historiker mit Vorliebe zuwenden, weil historische Arbeit auf ein Volk wahrhaft befruchtend nur dann wirken kann, wenn sie über das, was die Gegenwart noch dunkel bewegt, Licht und Klarheit zu verbreiten vermag. In der Gegenwart gilt das besonders für Napoléon und sein Zeitalter. Mögen die Franzosen in ihm zurzeit den *homme néfaste* sehen, uns ist er der große Held des weltgeschichtlichen Ringens zwischen Frankreich und England, dem wir unsere Bewunderung zollen. Das war freilich nicht immer so. Historiker wie Treitschke und Sybel, die für eine Generation schrieben, die das Werden des neuen Deutschen Reichs und des modernen Preußens miterlebt hatte, konnten bei der kontinentalen Begrenzung ihres Gesichtskreises den großen

Feind Englands auch nur kontinental werten. Kein Wunder daher, daß sie Napoléons Kampf gegen England gar nicht verstanden und in ihm, der in diesem Kampf das Römische Reich deutscher Nation und das alte Preußen in Trümmer schlug, nur die *Eroberungsbestie* sehen konnten. Merkwürdig bleibt es jedoch, daß auch unsere Geschichtsschreibung der neunziger Jahre noch ganz im Bann dieser Auffassung blieb, obwohl Bismarck schon in den achtziger Jahren mit sicherer Hand das Schiff der deutschen Politik aus dem engen kontinentalen Fahrwasser auf die hohe See seiner afrikanischen Expansion führte. Erst an der Jahrhundertwende stoßen wir auf Historiker, die die bestimmende Kraft der Politik Napoléons erkennen und die aus seinem Charakterbild die Züge des brutalen Weltoberers auszulöschen sich bemühten, die die ältere Geschichtsschreibung in grellen Farben aufgetragen hatte. Den Anfang machte Gustav Roloff mit seiner 1900 veröffentlichten Napoléonbiographie, ihm folgte 1905 Max Lenz, der der alten Auffassung in seiner Monographie über Napoléon scharf entgegentrat, und unabhängig von diesen beiden Forschern hat Kurt Eisner 1907 in seinem Buch über das Ende des Reichs die Legende von der Eroberungsbestie resolut zu Boden geschlagen.

Wenn wir uns bewußt bleiben, daß historische Erkenntnis den Politiker zwar nicht vor Mißgriffen schützen kann, wohl aber imstande ist ihn über das Zufällige des Tages emporzuheben und seinen Blick für die Erfassung des Dauerndern in der Flucht politischer Erscheinungen zu schärfen, so wird uns ein näheres Eingehen auf die Kriegstragödie, deren Held Napoléon ist, geradezu als ein Gebot der Stunde erscheinen. Nicht ohne Grund hat Lloyd George in seiner Rede im Unterhaus, in der er das deutsche Friedensangebot ablehnte, stolz darauf verwiesen, es sei »nicht das erstemal, daß Großbritannien gegen einen mächtigen Militärdespotismus gekämpft habe, der Europa überschattete«, und es würde »nicht das erstemal sein, daß England dabei helfe einen Militärdespotismus zu stürzen«. Man sieht hieraus, wie fest das Denken der britischen Staatsmänner noch in den Ereignissen wurzelt, die jetzt schon ein Jahrhundert hinter uns liegen, und wie wenig das eigentliche Wesen der britischen Außenpolitik sich in 100 Jahren geändert hat. Gerade deshalb empfiehlt es sich aber auch die Ereignisse des Tages auf dem historischen Hintergrund der 6 Koalitionen zu betrachten, die England von 1793 bis 1815 gegen Frankreich ins Feld führte. Daß jener große Kampf nicht, wie der britische Premier behauptet, Napoléons »Militärdespotismus« sondern Frankreichs Export und Kolonien galt, sollte eigentlich jeder auch nur einigermaßen Unterrichtete wissen. Angesichts der in England selbst neu erschlossenen Quellen sollte man es für unmöglich halten, daß man heute noch die britische Legende von dem ehrgeizigen Militärdespoten Napoléon, dessen blinde und wilde Eroberungssucht Europa in immer neue Kriege gestürzt hätte, zu erzählen wagt. Unanfechtbare Dokumente beweisen, daß die Außenpolitik, die Napoléon als Erster Konsul und Kaiser vertrat, die selbe war, die auch die Männer des Konvents leitete und leiten mußte, daß die gleichen Ideen in ihm lebten, die das revolutionäre Frankreich erfüllten. Für die Auffassung, daß der Krieg gegen die kontinentalen Koalitionen ein Krieg gegen England sei, hatte Napoléon nicht nur die Massen sondern auch alle einsichtigen Politiker hinter sich. Darin bestand auch zwischen Jakobinern und Royalisten kein Streit. Freilich, der Selbst-

erhaltungstrieb drängte die Royalisten auf die Seite Englands. Wohl gefühlt haben sie sich in England aber nie. Sie bemerkten bald, daß sie für britische Interessen geopfert werden sollten. Als Napoléon Erster Konsul geworden war, strömten sie aus dem britischen Exil in Massen nach Frankreich zurück, und viele schlossen sich ihm gerade deshalb an, weil für ihn England der Hauptfeind war. Diesem Feind zu begegnen waren in Frankreich auch schon früh alle jene Pläne aufgetaucht, die Napoléon zu verwirklichen übernahm: die Landung in England, die Kontinentalsperre, der Angriff auf Indien von Ägypten aus. Diese Ideen, mit denen Napoléon das Erbe der Revolution antrat, sind in der Geschichte auf immer mit seinem Namen verknüpft; denn er war es, der sie in den Mittelpunkt der französischen Politik gerückt, der die Bekämpfung Englands zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat.¹⁾

Wie immer man sich zu dem revolutionären Frankreich von 1789 stellen mag, so ist es uns heute doch unmöglich in den Kriegen der Republik und des Kaiserreichs etwas anderes zu sehen, als einen sich immer wieder erneuernden Kampf Frankreichs gegen England. Und bei Betrachtung dieser Kämpfe können wir es nicht hindern, daß sich unsere Sympathien den Franzosen zuwenden, vor allem aber Napoléon. Die führende Stellung, die Napoléon in diesem gigantischen Ringen einnahm, rechtfertigt es aber auch Frankreichs größten Kampf gegen England so anzusehen, als ob er vornehmlich ein Kampf Napoléons gewesen wäre. Und wie eine seltsame Fügung des Schicksals empfinden wir es, daß in dem ersten und letzten Kampf, den er persönlich leitete, ihm Engländer als Feinde entgegentraten.

Als 1793 der große Krieg gegen England begann, traf Napoléon, 24 Jahre alt, von den Nationalisten Corsicas wegen seiner Hinneigung zu Frankreich geächtet, als Flüchtling in Toulon ein. Wenige Wochen später war die Stadt in den Händen der Engländer. Bei ihrer Wiedereroberung erwarb sich Napoléon seinen ersten militärischen Ruhm. Unter seiner umsichtigen und energischen Führung wurden die Verschanzungen der Engländer erstürmt, und die von ihm meisterhaft gehandhabte Artillerie vertrieb mit ihren Brandbomben die hölzernen Kriegsschiffe der Briten. Daß Napoléon mit starker Hand den unfähigen Oberbefehlshaber beiseite schob, also ein Verfahren einschlug, das, wenn der Angriff mißglückt wäre, ihn auf die Guillotine geführt hätte, erhöht unsere Bewunderung für den jungen Helden. Offiziere und Mannschaften jubelten ihm zu. »Mir fehlen die Ausdrücke«, so schreibt du Teil an den Kriegsminister, »um Dir das Verdienst Bonapartes zu schildern; größte Kenntnisse, ebensoviel Einsicht und enorme Tapferkeit, das ist nur eine schwache Beschreibung der Tugenden dieses seltenen Offiziers.« Nicht anders Dugommier: »Wenn man undankbar gegen ihn sein würde, so würde sich dieser Offizier ganz allein vorwärts bringen.« Aber die Schreckensmänner waren dankbar. Die Kommissäre des Konvents ernannten den 24 Jahre alten Bürger Bonaparte zum Brigadegeneral.

Nicht ohne Rückschlag vollzog sich Napoléons wunderbarer Aufstieg. 10 Monate nach der Eroberung von Toulon finden wir den jungen Revolutionsgeneral im Gefängnis. Seine persönlichen Beziehungen zu den Schreckensmännern, deren blutiges Regiment nur durch die feindliche Inva-

¹⁾ Siehe Buchholz Die Napoléonische Weltpolitik und die Ideen des französisch-russischen Bundes, in den Preußischen Jahrbüchern, 1896, LXXXIV, Seite 389 f.

sion aufrechterhalten worden war, und das jäh zusammenbrach, als Carnots levée en masse die feindlichen Heere zur Räumung der besetzten Gebiete zwang, hatten ihn bei den neuen Machthabern verdächtig gemacht. Sie argwöhnten in ihm den Jakobiner. Und im Grunde nicht ganz mit Unrecht. In gewissem Sinn war Napoléon in der Tat ein Jakobiner, und er blieb es auch, als er mit 30 Jahren der Herrscher Frankreichs geworden war. Das Merkzeichen des Jakobinertums: die Verachtung des bloß historisch Gewordenen, steckte ihm im Blut. Die Mächte der Vergangenheit respektierte er nur so weit, als sie lebendige Kraft ausströmten. Kraftlose Ideologie verachtete er: nicht weil er das Geistige zu gering, sondern weil er es gerade so hoch achtete. Dort, wo die Ideologie sich unmittelbar als tätige Kraft manifestierte, war er eifrig bemüht sie für Frankreichs großen Kampf anzuspannen. Die Masse hat er nie als Intellekt respektiert; aber die ihr innewohnende Urgewalt kannte er, fühlte er als Teil seiner eigenen, er wußte sie zu verwenden und auch zu zügeln. Nichts schien seiner heroischen Natur aber absurder als sich zum Märtyrer kraftlos gewordener Parteidoktrinen zu machen. Napoléon wandte sich 1794 von den Jakobinern ab, nicht weil er ihr Programm verurteilte, sondern weil sie ihre Rolle ausgespielt hatten und keine entscheidende Kraft mehr darstellten. Bald sehen wir ihn als militärischen Vertrauensmann derjenigen agieren, die ihn kurz vorher ins Gefängnis geworfen hatten. Als am 5. Oktober 1795 die royalistisch gesinnte Sektionspartei die Herrschaft der Konventspartei bedrohte, schlug Napoléon im Auftrag des Direktoriums den Aufstand mit eiserner Energie nieder. Sein Sieg über die Aufständischen vom 13. Vendémiaire, die zu England hinneigten, leitete einen neuen Abschnitt der Revolution ein. Bisher mußten sich die revolutionären Diktatoren, die eine weit absolutere Gewalt in ihren Händen vereinigten als sie je ein König von Frankreich besessen hatte, auf die unorganisierte Macht der Massen stützen. Am 13. Vendémiaire unterlag diese der organisierten Macht des Revolutionsheeres.

Napoléon war sich schon 1795 völlig klar, daß ein parlamentarisches Regime wie in England in Frankreich unmöglich war, weil keine der Parteien die gewählte Mehrheit respektieren wollte, vielmehr jede bestrebt war die Macht, die sie in Händen hatte, zu behaupten, auch wenn Neuwahlen aus der Mehrheit eine Minderheit gemacht hatten. Da sein Sieg am 13. Vendémiaire die kraftvolle Fortsetzung des Krieges gegen England und seine Alliierten gesichert hatte, vertauschte Napoléon das Oberkommando der Armee des Innern mit dem der Armee in Italien, und er führte dort das Revolutionsheer, das er in einer unsagbar traurigen Verfassung übernommen hatte, von Sieg zu Sieg. Napoléons Siege bereiteten dem ersten Koalitionskrieg ein für England trübseliges Ende. England hatte alle seine Verbündeten verloren, und die flandrische Küste blieb im Besitz der Republik. 4 Jahre währte der erste Koalitionskrieg. Stark und aufrichtig war in diesen 4 Kriegsjahren das Verlangen der Franzosen geworden den Frieden, den Napoléons Siege ihnen auf dem Kontinent errungen hatten, nun auch zur See von England zu erhalten. In London dachte man aber nicht an Frieden, predigte vielmehr noch entschiedener als bisher den Vernichtungskrieg gegen Frankreich. Denn das war oberstes Gesetz britischer Außenpolitik: das gehetzte Wild nicht zu Atem kommen zu lassen. Die französische Republik, deren Bevölkerung auf 40 Millionen geschätzt wurde, konnte es aber nicht stillschweigend

hinnehmen sich von 10 Millionen Briten von allen Zufuhren zur See absperrern zu lassen. Jede Regierung, die tatenlos die britische Blockade hingenommen hätte, wäre für Frankreich unerträglich gewesen. Flandern zu räumen, wie England verlangte, und damit die Basis für spätere Aktionen zur Erringung der Freiheit der Meere aus der Hand zu geben entsprach noch weniger den Wünschen des revolutionären Frankreichs. Kein Wunder, daß man 1797 in Paris auf den alten Plan zurückgriff England durch Bedrohung seines indischen Handels von Ägypten aus zum Frieden zu nötigen. Dazu mußte man freilich das auf der Scheide zweier Weltteile liegende Pharaonenland in seinen Besitz bringen. Hatte man sich hier einmal eine feste Basis geschaffen, so schien es nicht mehr so schwer den Angriff über das Rote und das Arabische Meer nach Britisch Indien zu tragen. In diesen Meeren waren die britischen Seestreitkräfte gering. Auch konnte man hoffen den Seeverkehr im Mittelmeer zwischen Frankreich und Ägypten, wenn auch nicht ohne Gefahren, mit Hilfe der französischen Flotte aufrechtzuerhalten. Schon unter Ludwig XV. war die Eroberung Ägyptens von den französischen Staatsmännern mehrfach ernstlich erwogen worden. Im Direktorium nahm jetzt Talleyrand den alten Plan Ägypten zu besetzen und, wenn möglich, durch die Durchstechung der Landenge von Suez einen vernichtenden Schlag gegen den indischen Handel Englands zu führen mit Eifer wieder auf. Napoléon reichte dem Direktorium eine Denkschrift ein, in der er gleichfalls, um Englands indischen Handel zu treffen, eine Expedition nach Ägypten vorschlug.²⁾ Das Direktorium nahm seinen Vorschlag an und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber des Expeditionsheeres. Unbehelligt von der britischen Flotte, deren Verfolgung er sich geschickt zu entziehen wußte, landete er seine Truppen am 1. Juli 1798 bei Alexandria. Aber schon am 1. August wurde die französische Flotte auf der Rückfahrt bei Abukir von Nelson vernichtet, womit dem ganzen Unternehmen das Todesurteil gesprochen war. Ja noch mehr. Der Seesieg von Abukir ermöglichte es Pitt 9 Monate nach Abschluß des ersten Koalitionskriegs schnell eine zweite Koalition gegen Frankreich zu bilden. Zuerst ging der Tanz in Italien los. Zu Beginn des Jahres 1799 wälzten sich die Armeen Österreichs, Rußlands und der süddeutschen Staaten der französischen Grenze zu. Wieder stand die Republik, zur See und im Osten von allen Zufuhren abgeschnitten, von den letzten 4 Kriegsjahren noch tief erschöpft, einem ungewissen Schicksal gegenüber. Man muß die Verzweiflung der Franzosen darüber, daß der Friedenszustand schon zu Ende war, ehe er noch recht begonnen hatte, im Auge behalten, um den Jubel zu begreifen, der in ganz Frankreich ausbrach, als Ende 1799 bekannt wurde, daß es Napoléon geglückt sei die britische Blockade zu durchbrechen und in Frankreich zu landen. Die Überfahrt von Ägypten nach Frankreich war in der Tat ein todesmutiges Unternehmen gewesen, weil an allen Meerengen die Briten mit vorgestreckter Lanze auf der Lauer lagen. In tiefer Nacht, bei abgeblendeten Lichtern, hatte das Schiff, das Napoléon trug, sich an den Kreuzern vorbeischieben müssen, die Nelson zur Überwachung der Meerengen ausgesandt hatte. »Und überall nun auf dem Weg das gleiche Schauspiel: ein Rausch der Begeisterung, wohin er kam. . . Alle Opposition und Parteiung ging unter in der einen Stimmung: der Sieger, der Friedebringer, der Messias war gekommen.«³⁾

²⁾ Siehe Darmstaedter Geschichte der Aufteilung und Kolonisation Afrikas, I /Berlin 1913/, Seite 113.

³⁾ Siehe Lenz Napoléon /Bielefeld 1905/, Seite 80 f.

Zu Beginn des Jahres 1801 waren die Alliierten Englands sämtlich von Napoléon niedergeworfen. Im Verlauf von 3 Kriegsjahren war der Frieden auf dem Kontinent wiederhergestellt. Zur See ging freilich Englands Kampf gegen Frankreich ungeschwächt weiter. Da erfuhr am 27. März 1802 die überrascht aufhorchende Welt, daß zu Amiens ein Frieden zwischen England und Frankreich geschlossen sei, der Frankreich alle Kolonien wiedergebe und es im Besitz der flandrischen Küste lasse. Fragen wir, was England bestimmte schon im zehnten Kriegsjahr den *ewigen Krieg* abubrechen, so wird man darauf am besten mit den Worten des Premierministers Addington antworten können, daß für England »die Pflicht zu Verhandlungen beginnt, wenn alle Hoffnungen auf kontinentale Hilfe dahin sind«. Das war 1802 in der Tat der Fall. Abgesehen davon, daß nunmehr England im Kampf gegen Frankreich allein stand, bedrohten auch Mißernten und die Verminderung der Zufuhren die britischen Inseln unerbittlich mit Hungersnot.¹⁾ Trotz der schwierigen Lage der Briten kam in den deutschen Zeitungen und Flugschriften vorwiegend die Meinung zum Ausdruck, daß der Frieden von Amiens für England nur eine Atempause sein werde. Der Frieden zwischen Frankreich und England ging aber noch schneller zu Ende als selbst die deutschen Publizisten angenommen hatten.²⁾ 14 Monate nach Friedensschluß traf bereits die britische Kriegserklärung in Paris ein, die das Signal zu weiteren 12 Jahren Krieg werden sollte. Die Feindseligkeiten begannen sofort. Die französischen Kauffahrer wurden von englischen Kriegsschiffen aufgegriffen und die Häfen Frankreichs unter Blockade gestellt. Die britische Presse hatte in den letzten Monaten immer leidenschaftlicher den Krieg gegen Frankreich gefordert. Ein Frieden, der es Napoléon gestatte zum Schutz der französischen Volks- und Kolonialwirtschaft eine Flotte zu bauen schien den Engländern weit schlimmer als der Krieg. Jetzt richtete England von neuem seine Angriffe gegen Frankreichs Handel und Kolonien. Das war ein Griff nach der Kehle des Reichs. Der Erste Konsul mußte sehen, wie er den Gegner bestehe. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er nahm den Plan wieder auf, der im Schreckensjahr 1793 die Seele des Konvents so tief bewegt hatte. Ein Angriff auf die britischen Inseln von der Kanalküste aus sollte den Frieden zur See wiederherstellen. Die Anschauung der älteren Historiker, daß die von Napoléon bis August 1805 betriebenen Rüstungen in Boulogne nur Scheinmanöver gewesen seien, ist durch die Veröffentlichung seiner maritimen Korrespondenz widerlegt worden. Napoléons Plan ging dahin auf flachen Fahrzeugen eine Armee von 120 000 Mann über den Kanal zu bringen und sie unter dem Schutz einer überlegenen Flotte an der englischen Küste zu landen. Die Überfahrt hätte nur wenige Tage beansprucht, und den 120 000 Franzosen hätten die Engländer keinen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen können, so daß binnen kurzer Zeit London in Napoléons Hand hätte sein müssen. Im Sommer 1805 waren alle Vorbereitungen getroffen. Durch eine sorgfältig vorbereitete Kriegsliste wollte Napoléon sich die maritime Überlegenheit im Kanal beschaffen. Seine Befehle an die Admirale gingen dahin durch klug berechnete Manöver einen möglichst großen Teil der britischen Flotte weitab von den englischen Inseln zu locken, dann aber mit äußerster Schnelligkeit nach

¹⁾ Siehe Brandt *England und die Napoléonische Weltpolitik 1800 bis 1803* /Heidelberg 1916/, Seite 38 und 41.

²⁾ Siehe Stroh *Das Verhältnis zwischen Frankreich und England in den Jahren 1801 bis 1803 im Urteil der politischen Literatur Deutschlands* /Berlin 1914/, Seite 212 f.

dem Kanal zu segeln und sich hier in überlegener Stärke für einige Tage zu versammeln. Diese Zeitspanne schien Napoléon ausreichend die am Kanal bereit gehaltene Armee in England zu landen.“) Die Ausführung dieser Absicht scheiterte aber an der geringen Schnelligkeit seiner Flotte und der Unfähigkeit seiner Admirale. Im August mußte Napoléon für 1805 von dem Plan den britischen Löwen in seiner Höhle anzugreifen Abstand nehmen. 2 Monate später traf ihn der Schlag von Trafalgar, der seinen Plan einer Landung in England endgültig zerschmetterte. Die Flotte, die sich Napoléon in 6 arbeitsreichen Jahren unter unendlichen Mühen geschaffen hatte, war von Nelson in einer einzigen Schlacht vernichtet worden. Sterbend hatte Englands größter Admiral Frankreich wieder wehrlos zur See gemacht.

Unterdessen war die britische Diplomatie nicht untätig geblieben. Sie schürte, wie in Berlin und Wien, so überall, wo sie Feinde oder Rivalen Frankreichs zu finden hoffte, bis nach Petersburg und Konstantinopel hin. Die Frucht ihrer Bemühungen war die dritte Koalition, die England, Rußland, Schweden und Österreich zu neuem Kampf gegen Frankreich vereinigte. Ein furchtbares Würgen hob nun wieder an, das durch den Hinzutritt Preußens zur Koalition bis 1807 verlängert wurde. Die blutigen Schlachten von Austerlitz, Jena, Auerstädt, Preußisch Eylau und Friedland sind Merksteine des dritten Koalitionskriegs, bei dem das alte Reich und das alte Preußen zugrunde gingen. Und während auf deutschem Boden die Völker des Kontinents sich zerfleischten, richtete das Zehnmillionenvolk der Briten aus feindlichem Kolonialbesitz sein gewaltiges, den Erdball umspannendes Weltreich auf. Im Frieden von Tilsit, der diesen Koalitionskrieg beendete, hatte sich Zar Alexander verpflichtet der englischen Regierung eine Note Napoléons zu übermitteln, worin er England unter „gerechten und billigen“ Bedingungen den Frieden antrug. Die Engländer lehnten jedoch, ungeachtet der russischen Unterstützung, das französische Friedensangebot ab. Sie wollten sich, weil Frankreich seine Bedingungen nicht genau formuliert hätte, auf keine Verhandlungen einlassen. Unterdessen hielten sie eine Antwort bereit, die noch eine deutlichere Sprache redete. Seit Anfang August 1807 lag ein britisches Geschwader mit einem Truppentransport vor Stralsund. 8 Tage nach Ablehnung des Napoléonischen Friedensangebots erschien diese Flotte mit einem andern Geschwader vereint vor dem neutralen Hafen Kopenhagen. Ohne Hindernis schiffte man das Landungskorps aus und umringte von der See- und Landseite her die Hauptstadt, die einer solchen Übermacht gegenüber fast wehrlos war. Mehr als 2000 Menschen, viele Wehr- und Waffenlose, kamen um, Kirchen und Schlösser, die halbe Stadt sank in Trümmer; was auf den Werften stand, ward geraubt oder zerstört; die dänische Flotte führten die ruhmlosen Sieger mit sich. Das war Englands Antwort auf den französischen Friedensvorschlag. Sowenig sie den Regeln des Völkerrechts entsprach, so zweckmäßig war sie für die britische Politik. Am 21. November 1806 hatte Napoléon die Kontinentalsperre gegen England angeordnet. Auf doppelte Weise sollte sie sich den Briten fühlbar machen: durch Erschwerung ihrer Einfuhr und ihrer Ausfuhr. Unter allen Rohstoff- und Nahrungsmittellieferanten jener Zeit waren die Küstenländer der Ostsee die für England weitaus wichtigsten.

*) Siehe K o l o f f Zur Napoléonischen Politik von 1803 bis 1805. in der Historischen Vierteljahrsschrift. 1902, Seite 497 ff.

Wenn es Napoléon gelungen wäre den Sund unter seine Kontrolle zu stellen, hätte er der englischen Einfuhr einen wuchtigen Schlag versetzen können. Das war auch das Ziel seiner Politik gewesen für den Fall, daß England sein Friedensangebot ablehnen sollte; dadurch wollte er England zur Einstellung des Krieges zwingen. Der Überfall auf Kopenhagen hatte nun England den Ausgang für die britischen Zufuhren aus der Ostsee freigemacht und es der Notwendigkeit überhoben Frieden zu schließen.

Nachdem die Abschneidung der britischen Zufuhren mißglückt war, mußte Napoléon versuchen der britischen Ausfuhr vernichtende Schläge zu versetzen, um eine Friedensstimmung in England hervorzurufen. Schon standen die Häfen Italiens unter seiner Kontrolle. In den deutschen und holländischen Häfen walteten überall französische Zollaufseher ihres Amtes. Wenn es ihm gelang nun auch die portugiesischen und spanischen Häfen, diese wichtigen Einfallstore für britische Fabrikate, unter seine Aufsicht zu bringen, dann dürfte er hoffen dem Despoten der Meere schließlich doch einen für Frankreich ehrenhaften Frieden abzunötigen. Anders als durch Gewalt konnte er freilich Spanien und Portugal nicht mehr auf seine Seite ziehen. Ihre wirtschaftlichen und politischen Interessen wiesen beide Staaten auf England hin. Als Freunde Frankreichs mußten sie damit rechnen Handelsflotten und Kolonien an England zu verlieren. Denn welchen maritimen Schutz konnten sie von Frankreich erwarten, das seit Trafalgar selbst zur See wehrlos war? Man kann wohl annehmen, daß Napoléon die Gefahren des gewaltsamen Vorgehens gegen Spanien und Portugal nicht übersah. Aber blieb ihm noch eine andere Wahl? Dem Friedensbringer hatte das Volk zugejauchzt, als er vor 8 Jahren, von Ägypten heimkehrend, französischen Boden betrat. Aber trotz seinen unerhörten Siegen hatte er seinem Volk den Frieden nicht geben können. Noch immer schlug der ewige Krieg Englands⁷⁾ der französischen Volkswirtschaft tiefe Wunden.⁸⁾ Von Napoléons Genie erwarteten die Franzosen immer begieriger einen Frieden, der dem erschöpften Land die Herstellung und den Ausbau seiner wirtschaftlichen Kräfte ermöglichte. Diesen Frieden (nicht einen um jeden Preis) verlangte auch der friedfertigste Franzose von Napoléon; um eines solchen Friedens willen beugte die Nation sich willig unter seine Alleinherrschaft, weil sie einsah, daß, solange der große Daseinskampf gegen England währte, die früheren Parteiungen nicht aufleben durften. Diesen Frieden wollte Napoléon Frankreich bringen. Im Besitz einer Flotte, die Spaniens und Portugals Kolonien und Kauffahrer vor dem britischen Zugriff hätte schützen können, wäre es ihm gewiß leicht gefallen die beiden lateinischen Staaten für die Aussperrung der britischen Industrie zu gewinnen. Aber seine Flotte ruhte ja seit Trafalgar auf dem Grund des Meeres. Die Gewalt mußte ihm daher das bringen, was er sich andernfalls leicht durch Diplomatie hätte verschaffen können. Am 13. November 1807 verkündete ein Dekret, das Haus Braganza habe aufgehört zu regieren. Ebenso wurde Ferdinand VII. von Spanien nebst seinem Vater zum Verzicht auf die Krone gezwungen. Das waren ohne Zweifel Akte der Gewalt. Aber sie waren bestimmt einer andern, unversöhnlichen Gewalt ein Ende zu bereiten.

⁷⁾ So abgeschmakt uns heute die in voller Parlamentsitzung vollzogene Ankündigung des ewigen Krieges auch vorkommen mag, auf Napoléon und seine Zeitgenossen übte sie einen großen Einfluß aus. Bourrienne stellte damals fest, daß England und Frankreich in 713 Jahren 262 Jahre im Krieg mit einander lagen. Siehe auch Bitter auf Napoléon I. /Leipzig 1916/, Seite 42.

⁸⁾ Siehe Conrad Napoléons Haß und Kampf gegen England /Stuttgart 1915/, Seite 101.

Der Volkskrieg in Spanien, der nun folgte, wurde aber zur Quelle, aus der England neue Kräfte zuflossen. Die spanischen Volksmassen, von England mit Waffen und Munition versorgt, wurden die wertvollsten Bundesgenossen der Briten. Ihre Erfolge ermunterten Österreich 1809 zur vierten Koalition mit England, die durch Napoléons Sieg bei Wagram ein schnelles Ende fand. Sie gaben auch Rußland den Mut 1812 die fünfte Koalition mit England gegen Frankreich zu schließen. Der koloniale Charakter der russischen Wirtschaft bereitete dem Napoléonischen Kriegsplan trotz höchster Entfaltung des Genies und der unvergleichlichen Tatkraft unüberwindliche Hindernisse. Mit seinen 30 bis 40 Millionen Einwohnern auf unermeßlich weitem Gebiet war Rußland im Grunde eine dünn besiedelte Kolonie, deren Eroberung nur nach den Grundsätzen kolonialer Kriegführung in einem langwierigen Kampf möglich gewesen wäre. »Englands Kolonie, wie russische Forscher das alte Rußland scharfsinnig charakterisiert haben, wurde das Massengrab der stolzen Armee.«⁹⁾ Der sechste Koalitionskrieg (Befreiungskrieg) vollendete alsdann, was der fünfte begonnen: Er sicherte die britische See- und Weltherrschaft und brachte Napoléon, Englands größten Feind, in die Verbannung.

Man hat versucht Napoléon seine Fehler vorzuzählen und zu zeigen, wie er es hätte machen müssen, um sein Werk vor dem Untergang zu retten. Wer aber tiefer in die Napoléonische Politik eindringt, wird die Berechtigung seiner Worte, daß er immer durch die Umstände zu seinem Vorgehen genötigt worden sei, nicht in Abrede stellen können. Keinerlei Grundlage hat insbesondere der oft gegen ihn erhobene Vorwurf, er habe um seines schimaischen Ziels willen ein Weltreich von Paris bis Calcutta zu errichten Europas Staaten ruhelos mit Krieg überzogen. »Napoléon nahm keine andere Mission auf sich als für Frankreich und das Festland die wirtschaftlichen Produktivkräfte so zu entfesseln wie sie es in England schon waren. Alles, was er tat, geschah in der verzweifelten Abwehr gegen den kein Mittel scheuenden britischen Konkurrenten, der in der Welt Ebenbürtige nicht dulden wollte; der das europäische Agrargebiet in seinem gebundenen Zustand zu erhalten bemüht war, um selbst ohne Nebenbuhler den Handels- und Industriestaat zur höchsten Steigerung zu bringen.«¹⁰⁾ Es ist auch nicht richtig, daß Napoléon seine Herrschaft nur durch Krieg behaupten konnte. Viel eher ist das Gegenteil wahr. Im Entsetzen vor dem Vernichtungskrieg, mit dem England drohte, wurde er von den Franzosen deshalb wie ein Messias verehrt, weil sie seinem Genie es zutrauten dem neuen Frankreich einen ehrenhaften Frieden, der ihm seine auswärtigen Besitzungen wiedergab, zu erringen.

Je mehr man übrigens von Napoléons Friedensarbeit erfährt, um so mehr befestigt sich die Überzeugung, daß er im Frieden noch Größeres als im Krieg hätte leisten können. Man denke an das monumentale Werk seiner Gesetzgebung, den Code Napoléon. Die moderne Kolonialwissenschaft sieht in Napoléon den großen Bahnbrecher, der als erster klar und bestimmt die Grundlinien einer wirklich dem Gemeinwohl dienenden kolonialen Verwaltung gezogen hat. Was Napoléon aus dem französischen Kolonialreich

⁹⁾ Siehe Rjasanow Karl Marx über den Ursprung der Vorherrschaft Rußlands in Europa. 5. Ergänzungsheft zur Neuen Zeit /Stuttgart 1909/, Seite 60.

¹⁰⁾ Siehe Eisner Das Ende des Reichs /Berlin 1907/, Seite 316 f.

hätte machen können, wenn ihm die Engländer den Frieden gegeben hätten, läßt seine ruhmvolle Verwaltungstätigkeit in Ägypten ahnen. Er, dessen geistige Größe selbst ein Goethe bewunderte, ihn als allen anderen inkommensurabel empfindend (wie umgekehrt Napoléon die Größe Goethes tief fühlte, ihn als den einzigen »Menschen« ansah¹¹⁾), brauchte den Krieg nicht, um die Welt mit seinem Ruhm zu erfüllen. Gewiß wird man nicht alles an ihm anerkennen dürfen. Wenn er das Raubsystem der Schreckensmänner in seinen Kriegen beibehielt, so wird das niemand entschuldigen wollen. Mildernd kommt jedoch in Betracht, daß der Vernichtungskrieg, den England proklamiert hatte, und an dem es 22 Jahre festhielt, Napoléon geradezu zwang die ungeheure Last dieses Daseinskampfes nach Kräften auf fremde Schultern abzuwälzen, und zwar selbst auf die Gefahr hin, daß der Haß gegen ihn sich bei allen Völkern mehr und mehr einfraß. Und wenn gesagt wird, er hätte den Krieg gegen Rußland vermeiden können, so ist zu bemerken, daß kein französischer Staatsmann sich so sehr um ein festes Bündnis mit Rußland bemüht hat wie gerade Napoléon. Als er 1801 dem Ziel schon ganz nahe war, wurde Zar Paul I. auf britische Anstiftung hin von seinen Höflingen ermordet.

Es ist auch nicht richtig Napoléon als einen Feind Preußens anzusehen. Wahr ist vielmehr, daß er eifrig und aufrichtig Preußens Freundschaft suchte. Noch am 12. September 1806, 5 Wochen vor Jena und Auerstädt, ersucht er Friedrich Wilhelm III. dringend um Frieden, da er »diesen Krieg, der nur geeignet sei unseren Feinden Jubel und Freude zu bereiten, für frevelhaft« hält. Napoléon wollte Preußen nicht erniedrigen, er wollte vielmehr ein norddeutsches Kaiserreich errichten, dessen Krone für Preußens König bestimmt war.¹²⁾ Dafür forderte er freilich von Preußen den Bruch mit England, auf den sich der Agrarstaat aber nicht einlassen konnte, weil er seine Produkte vorzugsweise an England verkaufen mußte. Für das auf überseeische Ausfuhr angewiesene Preußen war Frankreich seit Trafalgar nicht mehr bündnisfähig, wie groß auch immer seine Macht auf dem Festland sein mochte. Als das britische Kabinett, erbittert über Preußens schwankende Haltung, 1806 der Flotte den Befehl gab Preußens Kauffahrer aufzubringen und seine Häfen zu blockieren, da fielen in Berlin schnell die Würfel zugunsten Englands. Preußens Kriegserklärung von 1806 war eine Fernwirkung der Seeschlacht von Trafalgar. Ohne Trafalgar wären der Menschheit die drei letzten Koalitionskriege erspart geblieben, und die Freiheit der Meere wäre Wirklichkeit geworden. Wie Genosse Max Cohen in einer kürzlich veröffentlichten kleinen Schrift mit Recht sagt: »Die zahlreichen von ihm [Napoléon] geführten Kämpfe . . . sollten dessen [Englands] das europäische Festland beherrschende Macht brechen und eine festländisch-europäische, von England unabhängige Staatszusammenfassung schaffen, wie sie heute, 100 Jahre später, scharf- und klarblickenden Politikern unter uns als das wünschenswerteste Ergebnis des Weltkriegs erscheint.«¹³⁾

»Wenn wir länger lebten als es die Natur nun einmal bestimmt hat«, schrieb August Niemann in einem geistvollen kleinen Artikel, den die Vossische Zei-

¹¹⁾ Eine Fülle wichtiger Feststellungen über das geistige Verhältnis Goethes zu Napoléon (namentlich über das Dämonische in beiden und über ihr Tun »um des Bauens, um der Sache willen«) enthält das tief-schürfende Werk Gundolf's Goethe /Berlin 1917/, Seite 3, 55, 145, 402 f., 536 ff.

¹²⁾ Siehe R o l l i f Von Jena bis zum Wiener Kongreß /Leipzig 1914/, Seite 16.

¹³⁾ Siehe C o h e n Das Volk und der Krieg /Berlin 1916/, Seite 10 f.

tung neulich gebracht hat, »wenn wir einige tausend oder auch nur einige hundert Jahre lebten, würden wir die Geschichte besser verstehen als jetzt, wo wir aus Büchern lernen sollen, wie es früher gewesen ist. Mit tiefem Mißtrauen betrachten wir doch jetzt, wo wir die englische Politik mit eigenen Augen sehen und am eigenen Leibe kennen lernen, die Geschichte des letzten Jahrhunderts, wie sie uns von den Professoren erzählt wird. Nach der Niederlage Napoléons waren alle Völker verarmt, wir auch, und nur England war reich und wurde immer reicher. Alle Völker entbehrten der Freiheit, wir auch, nur England eroberte als freier, mächtiger Staat die Welt. Sollte nicht damals, Ende des 18. Jahrhunderts, Napoléon in der selben Weise den Krieg angefangen haben wie jetzt Preußen mit England und fast der ganzen Welt Krieg angefangen hat? Nämlich nach englischer Darstellung. Vermutlich hätten wir den jetzigen Krieg gar nicht, wenn wir England nicht geholfen hätten seinen großen Konkurrenten niederzuschlagen. Mit unseren Truppen erfocht England seine Siege.«¹¹⁾ Die Geschichte des Napoléonischen Kampfes zeigt uns nicht nur den Charakter der englischen Politik in reinster Verkörperung, sie zeigt uns auch den Einfluß, den die englische Art die Dinge zu betrachten und hinzustellen auf Völker und Zeiten ausübt. Nicht genug, daß England den, der sich ihm in den Weg stellt, mit Hilfe dritter hinwegräumt: es überzeugt noch diejenigen, die es vor seinen Wagen spannt, daß es sie selbst vor böswilligem Überfall schützt. Der Friedensbringer wollte Napoléon sein: England hat ihn zum Dämon des Krieges gemacht. Und nach einem Jahrhundert noch verkündigt es den Völkern Europas, ja dem französischen Volk, dessen Zukunft es damals unterband, daß es damals Recht und Moral gegen Gewalt und Verbrechen geschützt hätte.

Das deutsche Volk, das damals gutgläubig die Monopolstellung Englands herbeiführen half, wird heute, da es durch friedliche wirtschaftliche Arbeit jenem englischen Monopol gefährlich wurde, von England ebenso verfehmt, ebenso mit Vernichtung bedroht wie seinerzeit der *Usurpator* Napoléon. Muß man den europäischen Völkern wirklich noch erst zeigen, wie England ihr *Recht* und ihre *Freiheit* gegen den *deutschen Überfall* schützt?

MAX SCHIPPEL · ENGLANDS WIRTSCHAFTLICHE BEDRÄNGNIS

IN welcher Lage findet der schärfer einsetzende Tauchbootkrieg England vor? Ist die wirtschaftliche Spannkraft des glückverwöhnten, selbstsichern Inselreichs bereits stark und seit längerer Zeit im Nachlassen? Stehen ihm für den Fall der erfolgreichern Absperrung nach außen noch immer genügend ergebige Wirtschaftsreserven im Innern zur Verfügung, und hat es sich in entschlossener Vorbereitung auf das wahrscheinlich Kommende zuverlässige Rückhalte nach Möglichkeit geschaffen und gesichert?

Leider muß die Beurteilung hier vielfach im Dunkeln heruntappen. So sind die Ziffern des englischen Schiffersatzbaus nicht mehr verfügbar, so daß

¹¹⁾ Siehe N i e m a n n Komödienspiel, in der Vossischen Zeitung vom 23 Januar 1917.

über ihren Abstand gegen den Betrag der versenkten Tonnage nichts Bestimmtes zu sagen ist. Die Außenhandelsstatistik wird zwar wie früher von Monat zu Monat bekanntgegeben, aber sie ist seit dem Kriegsbeginn von wesentlich anderm Zuschnitt: nicht nur mit der Vergangenheit unvergleichbar sondern für wesentliche Gebiete der Ein- und Ausfuhr geradezu nichtssagend, vor allem weil die riesigen Bezüge und Ablieferungen der Regierung (die verbündeten mitversorgten Regierungen Frankreichs, Russlands und Italiens hierbei eingeschlossen) aus militärischen und politischen Gründen in den veröffentlichten Mitteilungen überhaupt nicht verzeichnet sind. Außerdem war es bei der vorbildlichen politischen Selbstbeherrschung und Schulung der englischen Presse jederzeit leicht zu erreichen, daß manche wichtige Angaben ganz von selber vorläufig unterblieben oder einstweilen nur in einseitiger Richtung erfolgten, um auf einen beabsichtigten, im englischen Interesse liegenden Eindruck hinzuwirken. Jedes versuchte Bild der englischen Gesamtentwicklung läßt sich also nur unter einschränkenden Vorbehalten entwerfen. Immerhin werden einige hervorstechende Grundzüge kaum anzuzweifeln sein.



Das vertrauenswürdigste Anzeichen für die zunehmende wirtschaftliche Bedrängnis Englands darf man in der rapid anschwellenden Verteuerung, der Rohstoffe, der Lebensmittel und in erster Linie, wenn es sich um die Seegeltung und Seekriegführung handelt, der Frachten erblicken. In der überaus reichhaltigen Annual Financial and Commercial Review, die den Times am 19. Januar beilag und die im folgenden für viele Angaben als Unterlage dient, wird für das Jahr 1916 die Preissteigerung, die hierin nur die Bewegung der bereits vorangegangenen Kriegsperiode fortsetzte, auf durchschnittlich mindestens 40 % berechnet.

Bei der Baumwolle, dem tragenden Pfeiler des Lancashirer Wohlstands, tritt der Krieg als unmittelbar beeinflussende Kraft noch am weitesten zurück: mittelbar war er freilich auch hier am Werk. Die amerikanische Rekorderte von 1914, in Verbindung mit dem ersten tiefen Verfall der Nachfrage am Kriegsbeginn, hatte damals in wenigen Monaten den Preis (für American Middling) von 7½ Pence pro englisches Gewichtspfund auf 4½ Pence zurücksinken lassen. Dieser Preissturz hatte jedoch nach der Seite der Rohstoffproduktion die für die Textilindustrien unerwünschte Rückwirkung, daß im Folgejahr 1915 die Weltanbaufläche ganz wesentlich verkleinert wurde (in Amerika von fast 37½ Millionen Acres auf 32,1 Millionen, also um ein Siebentel), und daß auch ein weiteres Jahr noch nicht zur vollen Wiedergewinnung des alten Anbaustands genügte (Amerika 1916-1917 35,24 Millionen Acres, also noch immer 6 % weniger als 1914). Eine verhältnismäßig geschwächte Rohstoffgewinnung traf demnach zuletzt mit vollkommen erschöpften Vorräten zusammen und bewirkte einen Preishochstand, wie er seit der Baumwollkrise der Bürgerkriegsjahre als unerhört und unerträglich angesehen werden konnte. *Shillingbaumwolle*, das heißt 12 Pence für das Pfund, wurde am 17. November erreicht und am 20. November sogar die Notierung von 12,59 Pence: fast eine Verdreifachung gegen den zeitweiligen Niedrigstpreis von 1914 (4,25 Pence).

Nicht viel anders verlief die Preiskurve bei der Wolle, in diesem Fall aber unter sichtbar hervorragender Verursachung durch den ungeheuren:

Kriegsbedarf für Wollstoffe zur Bekleidung der (englischen und verbündeten) Truppen. Gleich vor Weihnachten 1915 hatten die letzten Jahresverkäufe auf dem englischen Markt die höchsten Preise seit einem halben Jahrhundert gebracht. Die englische Regierung ging deshalb im neuen Jahr kurzerhand zu einer Art Monopolisierung über. Freie Verkäufe des heimischen Schurertrags von 1916 wurden verboten; nach einigem Hin und Her wurde für die Inlandsablieferungen ein Preis festgelegt, der 35 % über den Preis von Juni-Juli 1914 hinausging. Eine vielgliedrige Organisation wurde errichtet, die in allen Landesteilen die Schätzung und den Ankauf der Wolle und die Übermittlung an die industriellen Verbraucher oder an den gleichfalls beaufsichtigten Großhandel vorzunehmen hatte. Dieses System blieb jedoch ohnmächtig gegen die unentbehrlichen überseeischen Zufuhren, und so verzeichnet denn die Preisliste der Times für die beiden maßgebendsten Wolltypen eine ununterbrochene Preiserhöhung (pro Pfund am Jahresende 1913 12½ Pence, 1914 14¼, 1915 19, 1916 24½ Pence, im andern Fall 10¼, 14¼, 18½ und 23 Pence), im großen und ganzen zuletzt eine volle Verdoppelung gegen die letzte Friedenszeit.

Die Jutepreise zogen während des Jahres 1916, trotz der weitgehenden Regierungseinmischung, fast stetig an: von 27 Pfund Sterling pro Tonne am Jahresanfang und nach einigen vorübergehenden Schwankungen im Sommer auf schließlich 42 Pfund. Ähnlich ging es mit Flachs und Hanf.

Für Holz sind genaue Angaben über die allseits beklagte und gefühlte Minderversorgung nicht beizubringen, weil alle Zufuhren durch die Regierung auf requirierten Schiffen in die mitgeteilte Statistik nicht einbezogen werden. Aber »der Umfang der Zufuhren ist enorm eingeschrumpft bis zu einem nie gekannten Mindestbetrag, während die Auslagen hierfür um mehrere Millionen [Pfund Sterling] selbst das Glanzjahr 1913 überschritten«. Ja, dem fachmännischen Bericht von Foy, Morgan & Co. wird für die typische Einfuhreinheit jahresdurchschnittlich folgende Wertsteigerung während der letzten Jahre verzeichnet (in Pfund Sterling, Shilling und Pence): 1908 8 16 6, 1909 9 0 3, 1913 (Aufschwungshöchstjahr) 10 9 3, 1914 10 13 0, 1915 15 11 0, 1916 24 10 3. Sogar gegen das Prosperitätsjahr 1913 mit seinem Preishochstand wäre demnach mehr als eine Verdoppelung eingetreten.

Bei Eisen und Stahl gab die ungenügende Versorgung der Rüstungsgewerbe den Anstoß zu immer einschneidenderer Regierungseinmischung: beim Stahl seit der Errichtung des Munitionsministeriums, beim Eisen etwas später. Die Knappheit des Rüstungsmaterials zog anfangs bei freiem kapitalistischen Wettbewerb den schädlichsten Preiswucher nach sich. Cleveland Roheisen Warrants, die zu Beginn des Jahres 1915 noch 55 Shilling, Anfang 1916 immerhin noch 77 Shilling 4½ Pence notierten, stiegen stufenweise bis auf 100 Shilling. Bei der Aussicht auf noch lohnendere Preise waren Abschlüsse für spätere Lieferung kaum mehr zu erzielen. Die Regierung, von Ausfuhrverboten nach nicht verbündeten Ländern ganz abgesehen, setzte deshalb Höchstpreise fest: für Cleveland Nummer 3 82½, später 87½ Shilling, mit 10 Shilling pro Tonne Zuschlag für die noch freien Exporte. Für Hämatiteisen, das für die Rüstungsindustriellen noch dringender begehrt wurde, hatte man Anfang 1915 bereits 80 Shilling bezahlt. 1916 er-

klommen die zwei Hauptmarken (mixed Bessemer und special hematites) allmählich die Höhe von 137½ und 150 Shilling. Die Höchstpreise der Regierung lauteten auf 127½ und 140 Shilling, für Hämatite des Ostküstengebiets auf 122½ Shilling. Mit diesen Normen mußten darauf aber weiter die Preise der Roh- und Hilfsstoffe, der Erze und Kohlen in Einklang gebracht werden. Und da man bei den Erzen auf gewaltige Massen des Auslands angewiesen war, für das Ausland jedoch weder Gesteigungspreise noch Frachtzuschläge vorschreiben konnte, so blieb weiter nichts übrig als gegenüber den Eisenerzeugern unter Umständen die Differenz zwischen wirklichen und bei der Eisenpreisregelung vorausgesetzten Erzkosten auf die Regierung selber zu übernehmen und auf diesem Weg die Versorgung mit Auslands-erzen zu bestimmten Preisen zu verbürgen.

Was die Kohle anlangt, so kann England allerdings die Auslandszufuhr gleichgültig sein. Aber den offenen Seeweg braucht es hier dennoch, um seine Verbündeten, Frankreich und Italien, zum Teil auch Rußland, nicht in allzu arge Bedrängnis geraten zu lassen. Nachdem die heimische Höchstpreisfrage bereits seit 1915 leidlich in Angriff genommen war, ließ man deshalb notgedrungen am 1. Juni 1916 eine Regelung auch für Frankreich, am 1. November für Italien in Kraft treten. In beiden Fällen wurde der Preis für große Stücken auf 30 Shilling pro Tonne frei bis zum Schiff, für Kleinkohle auf 20 Shilling bestimmt. Durch alle diese Maßnahmen ist die, wie es scheint, nicht geringe Produktionsverminderung hauptsächlich auf die neutralen Länder, Skandinavien und Südamerika dabei an der Spitze, abgewälzt worden. Trotzdem würde man eine weitere Abschnürung vom Seeverkehr selbst in diesen Richtungen bitter empfinden: einmal politisch wegen der unausbleiblichen Erschütterung Frankreichs und Italiens, ferner wirtschaftlich, weil sich die gefährlich schlechte internationale Zahlungsbilanz, für die der Kohlenexport in bequemster Weise die weitaus wichtigsten englischen Guthaben nach den verschiedensten Seiten schuf, weiter bedenklich verschlimmern müßte, und weil die Einnistung von Konkurrenten (bisher Deutschlands in Skandinavien und Holland, der Vereinigten Staaten in Südamerika) das englische Interesse und Selbstbewußtsein durchaus nicht gleichgültig läßt. Es ist wahrlich kein Zufall, wenn die leitenden englischen Kreise, nicht um der ohnehin gesicherten Inlandsbedarfsdeckung sondern lediglich um des unvergleichlich wichtigen Exports willen die Grubenarbeiter unausgesetzt zu größeren gewerkschaftlichen Zugeständnissen hinsichtlich der Arbeitszeit und Arbeitsintensität, der Frauen- und Kinderbeschäftigung zu drängen suchten, und wenn die Times mit lebhaftem Bedauern hervorheben, daß die Kohlenausfuhren auf kaum mehr als 65 % der Mengen vor dem Krieg gesunken seien (unser Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich bewertete für 1913, also bei wesentlich niedrigeren Preisen, die englische Steinkohlenausfuhr auf 1035 Millionen Mark):

„Im Dezember 1913 gingen als Fracht 6¼ Millionen Tons Kohle aus dem Vereinigten Königreich hinaus; im Dezember 1916 gerade etwas mehr als 2½ Millionen. Es läßt sich zeigen, daß in Skandinavien und Südamerika die Einbuße alarmierend war. Auf diesen Märkten gerade stand die britische Kohle überwältigend beherrschend [overwhelmingly predominant] da . . . In den letzten 3 Monaten von 1913 exportierten wir nach Südamerika zwischen 515 000 Tons im Oktober und 652 000 Tons im Dezember; im letzten Vierteljahr 1914 waren es im Monatsdurchschnitt nur 272 000 Tons, 1915 noch nicht 200 000 Tons, 1916 weniger als 50 000 Tons.“



ALLE diese Einschränkungen und Mißstände wiegen jedoch federleicht gegen die zusehends emporgewachsene Verschlimmerung auf dem Lebensmittelmarkt. An die Stelle des kontinentalen Agrarschutzes hat England die Flotte als Sicherung seiner Versorgung gesetzt. Nur bei vollkommen unangestasteter Seegelung stimmt seine Erwartung so leidlich: daß man sich für die Ernährung auch im Kriegsfall genügend auf die überseeischen, seien es nun eigenkoloniale seien es fremdstaatliche Produktionsgebiete verlassen könne. Wird seine Hoffnung sich bewähren oder kläglich zuschanden werden?

Carl Peters hat neulich, wie immer sachkundig und beachtenswert, in der Täglichen Rundschau vom 2. Januar 1917 vor allzu großer deutscher Vertrauensseligkeit gewarnt und die englische Entschlossenheit und Umsicht auch der Wirtschaftskriegführung ruhig anerkannt. Wenn er dabei jedoch andeutet, England könne »Getreide für den Bedarf von etwa 2 Jahren aufgespeichert« haben, so sprechen alle Vorgänge des letzten Jahres gegen jede wesentlich stärkere Vorratsbildung überhaupt.

Nach der Handelsstatistik importierte England an Weizen 1913 10,6 Millionen Halbtonnen (zu 1000 englischen Pfund), 1914 10,4, 1915 nur 8,9, 1916 vollends nur 6,1 Millionen Halbtonnen. Ähnlich steht es beim Weizenmehl, sogar bei Hafer und Mais: vorausgesetzt allerdings, daß verheimlichte Regierungsbezüge hierbei keine ausschlaggebende Rolle spielen. Aber beim immer stärkern Versagen Rußlands und Rumäniens schließen schon die genannten jüngsten Ziffern eine so beträchtliche Mehrinanspruchnahme beider Amerika ein, daß weitere große Bezüge von da aus wenig wahrscheinlich sind. (Amerikanische Statistiken, die für die ganze Frage einen hinreichenden Anhalt bieten müßten, fehlen mir bisher.) Von der australischen Rekordernte von 180 Millionen Bushel Weizen im Jahr 1916 war sogar, wie die Times selber sich aus Sydney vom 15. November berichten und näher durch Zahlen belegen lassen, wegen des fehlenden Schiffsraums und der unerträglich hohen Seefrachten so wenig abzustoßen, daß die weiter lagernden Massen einen förmlichen Notstand erzeugten, aus dem der Korrespondent vorläufig keinen raschen und wirksamen Ausweg zu sehen vermag. Woher soll also die Aufspeicherung auf 2 Jahre bestritten worden sein, wenn England, nach Peters, nur mit einer »Verproviantierung für 4 Wochen« in den Krieg eingetreten wäre?

Die Preisbewegung läßt gleichfalls kaum der Vermutung Raum, daß irgendwelche leitende Stelle eine mitbestimmende Macht hätte ausüben können, wenn sie nur gewollt hätte: denn Anlaß zum Einschreiten konnte niemals reichlicher geboten sein. Unter der Wirkung der schlechten Welternte, der hohen Schiffsfrachten und, wie die englische Berichterstattung offen anerkennt, der deutschen Tauchbooterfolge stieg 1916 der Jahresdurchschnittspreis für Weizen auf 58 Shilling 5 Pence pro Imperial Quarter: das ist 23¹/₂ Shilling mehr als 1914, wo der Durchschnitt noch 34 Shilling 11 Pence betrug, und überhaupt der höchste Jahresdurchschnitt seit 1873. Aber am Jahresschluß stoßen wir bereits auf einen Dezembermonatsdurchschnitt von 72 Shilling, am 1. Januar 1917 auf einen Großhandelspreis von 78 Shilling. Gerste bezahlte man im Jahresdurchschnitt bereits 1916 mit 53¹/₂ Shilling: das ist das Doppelte wie 1914 (27 Shilling 2 Pence) und der höchste Preis

seit 1818. Hafer erreichte 1916 den höchsten Jahresdurchschnitt (33 Shilling 5 Pence pro Imperial Quarter) seit 1813 (38½ Shilling). Ähnlich entwickelten sich die Verhältnisse für Fleisch, Milch und Molkereiprodukte. Am schneidendsten tritt das Peinliche der ganzen Lage hervor, wenn man die deutschen Zustände zum Vergleich heranzieht. Während sonst in der Regel der deutsche Weizenpreis um den Zollbetrag über dem englischen Weizenpreis stand, haben wir, von fast aller Welt wirtschaftlich abgeschlossen, heute einen Höchstpreis für Weizen von 260 Mark pro Tonne, für Roggen von 220 Mark, während England, ganz überwiegend auf den Auslandsbezug gestützt, für sein Brotkorn, auf Tonne und Mark umgerechnet, 339,65 Mark (für englischen Weizen) und 398,20 Mark (Manitoba Nummer 1) zahlen mußte.¹⁾

Noch ist kein Ende dieser verhängnisvollen Verteuerung des Lebensunterhalts abzusehen, und schon seit dem vorigen Herbst ist deshalb die Erregung über die tatsächliche Lage und die ferneren Aussichten eine allgemeine. Seit November hat England seinen food controller mit umfassenden, für das alte englische Gehenlassen ganz unerhörten Vollmachten für Anordnungen über die heimische Landwirtschaftsproduktion und den Vertrieb und Verbrauch von Lebensmitteln. Die Selbstzucht und Entschlossenheit eines politisch hochstehenden Volkes zeigt sich dabei abermals von der denkbar besten Seite, denn alles Gemeinnotwendige findet in weitesten Volksschichten rasch Anerkennung und Unterordnung, so daß auf manches Vorbildliche auch für Deutschland hinzuweisen wäre. Auch an der Entschlußkraft und Umsicht der führenden Kreise ist nicht zu zweifeln. Aber die Hindernisse in den tatsächlichen Verhältnissen türmen sich mit jedem Monat und jeder Woche höher denn je.



CHON gegenwärtig und noch mehr in Zukunft sind, wenn man nicht an gewaltige heimliche Reservebildungen glauben will, das hierbei Ausschlaggebende die Schiffsahrtszustände. Über den Ernst des hier für England gestellten Problems waren sich bisher schon alle Beobachter einig. Die neue Wendung im Unterseebootkrieg wird alle bereits erhobenen Fragen noch mehr in den Vordergrund rücken: für Deutschland und seine Verbündeten ebenso sehr wie für England und seine Vasallen, denn der letzte Ausgang des gewaltigen hereingebrochenen Konkurrenzkampfes zwischen den beiden größten Wirtschaftsnationen wurzelt in den Entwicklungen, die auf diesem Gebiet bestehen und sich anbahnen.

Die Entente-Pressen suchen auf diesem Gebiet gern zu beschönigen und zu vertuschen. Gelegentlich jedoch bekannte sie offen ihre Sorgen. So schrieb die Times am 8. Dezember 1916:

„Der Ernst unseres Schiffsahrtsproblems wird im allgemeinen so wenig verstanden, daß wir nur hoffen wollen, unser Publikum werde sich die Schiffsziffern unserer handelsamtlichen Übersichten zu Herzen nehmen. Diese offenbaren, daß die Nettotonnage aller Flaggen, die in den Häfen des Vereinigten Königreiches aus fremden Ländern und britischen Besitzungen ankam, im November 2 555 503 betrug, eine Abnahme von nicht weniger als 385 625 Tons gegen das Gesamtergebnis vom November vorigen Jahres, eine Abnahme von 432 065 Tons gegen die Ziffern vom November 1914. 11 Monate zusammengefaßt, landeten dieses Jahr 27 845 617 Tons, ein Rückgang um 3 252 711 Tons gegen den gleichen Zeitraum des Vorjahrs und

¹⁾ Siehe den Wochenbericht der Preisberichtsstelle des Deutschen Landwirtschaftsrats vom 30. Januar 1917.

um nicht weniger als 12 226 529 Tons gegen die ersten 11 Monate von 1914. Unbestreitbar ist, daß bei allen Leistungen, die nicht unter Regierungskontrolle gebracht sind, die Frachten eine ganz willkürliche Höhe annehmen. Beispielsweise bieten Großhandelskaufleute vergebens 250 Shilling pro Dampfer tonne, um Reis in Birma für unser Land zu laden. Ein beträchtlicher Überschuß vom Vorjahr bleibt unverladen, und man schätzt, daß, diese Menge eingeschlossen, im Lauf des nächsten Jahres 3 Millionen Tons ihrer Verfrachtung harren werden. Aber bisher sind, abgesehen von der Beschränkung ihres frei verfügbaren Raumes, nur 2 oder 3 Dampfer gechartert worden. Der Reishandel gewährt eine wirksame Vorstellung davon, wie ein billiges und nützliches Lebensmittel knappgehalten wird nur infolge des Mangels an Tonnage.«²⁾)

Die Produktionsfähigkeit des englischen Schiffbaus, zum Ersatz für die verlorenen Fahrzeuge, ist sicherlich hoch zu schätzen. Aber sie muß, um mit wirklichen Ergebnissen aufwarten zu können, mit längeren Zeiträumen rechnen, und auf die Schwierigkeiten in der Materialversorgung, in der Arbeiterbeschaffung wurde oft genug hingewiesen. Vor allem scheint sie bis zur Gegenwart den Bau von Handelsdampfern gegenüber den Ansprüchen der Kriegsmarine vernachlässigt zu haben:

»Soweit Statistiken vorliegen, zeigen sie, daß sowohl nach der Zahl der vollendeten Handelsschiffe wie nach der vom Stapel gelaufenen Tonnage, trotz dem dringenden Bedürfnis nach Stärkung unserer Verfrachungskraft, das letzte Jahr [1916] hinter seinem Vorgänger zurückblieb. Die Gesamtübersicht über den Schiffsbau im Glasgow Herald verzeichnet eine Produktion von 582 000 Tons, gegen 650 000 Tons im Jahr 1915. Viele werden überrascht sein, daß angesichts unserer jüngsten Verluste durch Minen und Tauchbootangriffe, die Verwüstungen des Krieges nicht in höherem Maß wettgemacht worden sind.«³⁾)

Unter solchen Umständen wird England die Feuerprobe zu bestehen haben, ob die weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Berechnungen, die erst seiner Einkreisungspolitik, dann seiner Kriegführung zugrunde lagen, richtig oder falsch waren.

MAX COHEN · AMERIKA, DER WELTKRIEG UND DER WELTFRIEDEN

KEIN politisch Einsichtiger konnte darüber im Zweifel sein, daß die Mittelmächte, vor die Frage des Zerstückeltwerdens oder des Weiterkämpfens gestellt, das Weiterkämpfen wählen würden. Die Begleitrede zum Friedensangebot, die der deutsche Reichskanzler am 12. Dezember des vorigen Jahres hielt, zeigte aller Welt die ehrliche Absicht Deutschlands England in wesentlichen Punkten entgegenzukommen. Wenn der von Großbritannien geführte Bund unserer Gegner trotzdem in seiner Antwort an Wilson Friedensbedingungen aufstellte, die er nur einem völlig zusammengebrochenen Feind zumuten konnte, so war es klar, daß England, im Vertrauen auf die Wirkungen seiner Hungerblockade, den Kampf mit seinem deutschen Rivalen bis zur völligen Entscheidung zu führen wünschte. Deutschland hat, gemeinsam mit seinen Verbündeten, die Herausforderung zum letzten Gang angenommen und für ihn die Anwendung seines schärfsten Kampfmittels gegen England, den unbeschränkten Unterseehandelskrieg, angekündigt. Mit dieser Proklamierung wird der eigentliche geschichtliche Charakter des ungeheuren Ringens noch einmal ins hellste Licht gestellt: Deutschland und Eng-

²⁾ Siehe Our Extravagant Imports, in den Times vom 8. Dezember 1916.

³⁾ Siehe Shipbuilding, in der Annual Financial and Commercial Review der Times vom 19. Januar 1917.

land im letzten entscheidenden Kampf. Der weitere Verlauf des Krieges, der uns neue und schwere blutige Kämpfe zu Wasser und zu Lande bringen wird, dürfte bald zur eigentlichen politischen Konsequenz des Krieges führen: zur Inangriffnahme der Schaffung eines von England unabhängigen Festlandeuropas. Wir dürfen in unsere Tauchboote, die nunmehr die Hauptrolle im letzten Kriegsabschnitt spielen werden, das Vertrauen setzen, daß ihnen die Schläge gelingen werden, die für Deutschlands und Europas Zukunft unerläßlich sind. Man braucht sich keineswegs phantastischen Hoffnungen auf eine schnelle Aushungerung Englands hinzugeben. Man darf aber annehmen: Die Tauchboote werden England so schwer zu treffen wissen, daß es seinen Alliierten nicht mehr die nötige Unterstützung gewähren und ihnen nicht mehr den Halt geben kann, den sie zur Weiterführung des Krieges gebrauchen. An diesem Punkt wird auch wieder die Gelegenheit zu fruchtbarer politischer Arbeit beginnen. Man wird hoffen und fordern dürfen, daß dann der Blick richtig gewendet wird und sich nicht mehr dahin dreht, wo der Zukunft Deutschlands keinerlei Heil und Segen erblühen kann.

Wird nun das Eingreifen der Vereinigten Staaten von Amerika die günstigen Aussichten Deutschlands wesentlich vermindern und ihm den Erfolg zu schmälern vermögen? Niemand wird den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland oder gar eine Kriegserklärung Amerikas auf die leichte Achsel nehmen. Indes, mit der Stellungnahme Amerikas, wie sie jetzt erfolgt ist, mußte man von vornherein rechnen, und sie ist auch in die militärische Rechnung eingesetzt worden, bevor man sich zum ungehemmten Unterseebootkrieg entschloß. Wenn die Unterseebootwaffe das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigt (und das nehmen wir alle an), wird Amerika den Gang der Dinge kaum ändern können.

Die Wilsonsche Entscheidung konnte nur für den Politiker noch eine Überraschung bedeuten, der sich die konkrete Betrachtung politischer Dinge immer noch nicht angewöhnt hatte. In den Sozialistischen Monatsheften ist oft auf die enge Verwandtschaft der britischen und der amerikanischen Mentalität hingewiesen worden. Auch die Interessengemeinschaft ist durch die umfangreichen Kriegslieferungen sowie durch die großen Finanzgeschäfte noch um vieles stärker geworden. Die Vereinigten Staaten haben sehr gewichtige Gründe zu wünschen, daß England aus diesem Krieg so heil wie eben möglich hervorgehe. Wie sollte Amerika der vor der Tür stehenden ostasiatischen Gefahr begegnen können, wenn der englische Vetter und Partner jetzt als Krüppel das Schlachtfeld verlassen müßte? Hier liegt der eigentliche Brennpunkt amerikanischer Politik, den auch jeder andere Präsident als entscheidend für sein politisches Auftreten hätte anerkennen müssen. Es ist sogar anzunehmen, daß ein anderer Präsident als Wilson der Notwendigkeit die Politik der Vereinigten Staaten englandfreundlich zu leiten in noch schärferer Weise Rechnung getragen hätte. Wilsons Pazifismus und seine Überzeugung zur Menschheitsbeglückung berufen zu sein waren in der Tat Hemmungen auf diesem Weg. Natürlich immer nur so weit, als diese Verbrüderungs- und Friedensideen sich nicht mit den amerikanischen Interessen kreuzten. Diese waren ausschlaggebend. Nur innerhalb ihres Kreises konnte Wilson für seine persönlichen Ideale eintreten. Ob es dem innerlich proenglischen Präsidenten nicht leicht geworden ist die

diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich abubrechen, soll dahingestellt bleiben. Jedenfalls hatte er sich in dem letzten Schriftwechsel über den Unterseebootkrieg vom April und Mai vorigen Jahres derart festgelegt, daß eine andere Stellungnahme unwahrscheinlich war. Gleichwohl ist die letzte Botschaft des Präsidenten an den Kongreß in einem wichtigen Punkte objektiv falsch. Denn es kann keine Rede davon sein, daß Deutschland urplötzlich ein feierlich gegebenes Versprechen zurückgezogen habe. Eine Zusage den verschärften Unterseebootkrieg nicht zu führen hatte Deutschland keineswegs für alle Zukunft und unter allen Umständen gegeben. In seiner Note vom 4. Mai 1916 hatte das Deutsche Reich sich vielmehr volle Entschließungsfreiheit für den Fall vorbehalten, daß es dem Präsidenten der Vereinigten Staaten nicht gelingen würde bei Großbritannien die Innehaltung völkerrechtlicher Bestimmungen durchzusetzen.

Erhebt der in diesen Dingen doch sonst so genaue Präsident Wilson somit einen unbegründeten Vorwurf gegen die deutsche Reichsregierung, so zeigt sein gegenwärtiges Vorgehen drastisch, um wieviel leichter es ist weltumspannende Friedensschiedsgerichts- und Abrüstungsvorschläge zu machen als auch nur ein wenig davon in die Wirklichkeit umzusetzen. Wilsons allgemeine Friedensbotschaft, die er am 22. Januar dieses Jahres an den Senat richtete und nachher den Regierungen der fremden Mächte übermitteln ließ, ist von einer Anzahl sozialistischer und liberaler Blätter in einer Weise begrüßt und gefeiert worden, als ob sie in der Tat so etwas wie Garantien für den Weltfrieden enthielte. Heute denkt man wohl etwas anders. Denn es muß jedem der groteske Widerspruch auffallen, daß der Mann, der die schwersten Gegensätze zwischen den europäischen Staaten mit guten Ratschlägen beseitigen zu können glaubt, selber zu kriegsähnlichen Maßnahmen schreitet, nur weil amerikanischen Bürgern und ihrem Eigentum in diesem Krieg nicht das Recht zugestanden werden kann alle Meereswege in der selben Freiheit wie im Frieden zu benutzen. Von einem Volk nicht zugestanden werden kann, das auf Leben und Tod um Dasein und Zukunft ringt, und das daher den Neutralen gewisse Beschränkungen auferlegen muß, wie es England bei allen seefahrenden Nationen schon lange getan hatte. Wenn die Maßnahmen Deutschlands, was ohne weiteres zugegeben werden soll, eine verschärfte Form darstellen, so muß man bedenken, daß es über die wirksamere Waffe verfügt und in Notwehr handelt. Selten ist in der politischen Praxis so deutlich gezeigt worden, wie leicht es ist allgemeine Maximen zu verkünden, ohne sie mit einem konkreten Inhalt zu erfüllen.

Aber ganz abgesehen von diesem praktischen Beispiel, das gegen die Wilsonschen Weltfriedenspostulate mißtrauisch machen muß, kann man auch theoretisch nicht zugeben, daß jene Postulate an sich schon die Idee des Weltfriedens umschließen. Diese rein formalen Abrüstungs- und Schiedsgerichtsvorschläge, verbunden mit der Weltpolizei, leiden an dem selben Mangel, den alle derartigen und ähnliche Pläne bisher aufwiesen: es fehlen die politischen Staatenverbände mit annähernd gleichem politisch-wirtschaftlichem Gewicht, ohne die jene Forderungen in Wahrheit leer bleiben. Das allgemeine Friedens- und Schiedsgerichtssystem Wilsonscher Art würde in der selben Weise das dauernde Übergewicht der bestehenden beiden angel-

sächsischen Imperien stabilieren, wie seinerzeit die Durchführung des englischen Vorschlags auf Begrenzung der Flottenrüstungen die Vorherrschaft Großbritanniens zur See verewigt hätte. Alle Pläne, die den im Augenblick vorhandenen politischen Status quo festlegen möchten, begünstigen die gerade in der Macht und im Wohlstand Sitzenden auf Kosten der anderen, obwohl eine solche Festlegung nach den bisherigen Erfahrungen dem allgemeinen menschlichen und wirtschaftlichen Fortschritt nicht dienlich ist.

Jede neue Rechtsfindung setzt notwendigerweise die ihr entsprechenden Rechtssubjekte voraus. Diese gibt es aber im vorliegenden Fall noch nicht. Daher muß die Ermittlung neuen Rechts prinzipiell unfruchtbar bleiben. Ein Vergleich soll das verdeutlichen. Man stelle sich vor, daß ein Unternehmer- und Arbeiterrecht dauernd festgelegt werden sollte, aber zu einer Zeit, in der schwachen Arbeiterorganisationen starke Organisationen der Unternehmer gegenüberständen. Diesen würde das freilich willkommen sein, den Arbeitern aber gewiß nicht. Denn es würden dann nicht nur die bestehenden Machtverhältnisse zwischen Unternehmern und Arbeitern als dauernder Zustand festgesetzt, sondern es würde auch noch das Recht dazu benutzt werden, um sich allen Veränderungen dieser Machtverhältnisse in den Weg zu stellen. Ebenso wie Tarifverträge, wenn sie nicht ungerecht und entwicklungsschädlich wirken sollen, nur auf der Grundlage vorhandener annähernd gleich stark organisierter Korporationen einen Sinn haben, so verhält es sich mit Schiedsgerichts- und Abrüstungsverträgen zwischen den Staaten. Sie sind nur denkbar für ungefähr gleich kräftige Staaten. Verträge, die das wirtschaftliche und politische Übergewicht bestimmter Mächte dauernd sicherten und in einer Weltpolizei eine Rechtsinstitution schufen, die jede Veränderung dieses Zustands zu verhindern hätte, sind das Gegenteil des ethischen Prinzips, das die wirkliche Weltfriedensidee darstellt. Zudem würden solche Bindungen viel mehr ein Faktor der Unruhe als der Aufrechterhaltung friedlichen Kulturlebens sein. Und es wäre unausbleiblich, daß ein solcher Ring eines Tages unter ebenso katastrophalen Erscheinungen gesprengt würde wie wir sie in diesem Weltkrieg erleben. Nicht das Ungestörtsein und Wohlbehagen der Saturierten zu gewährleisten (gleichviel ob es sich um einzelne, um Gruppen oder um staatliche Gemeinschaften handelt) kann das Ziel allgemeiner Entwicklung sein, sondern stetes Nach- und Emporwachsen von unten auf. Freilich ist das in unserer Gesellschaftsordnung vielfach mit Gewaltsamkeiten verbunden. Und wenn diese einen Umfang annehmen wie in diesem Krieg, so ist es begreiflich, daß von allen Seiten Vorschläge kommen, die so fürchterliches Geschehen für die Zukunft zu verhindern trachten. Dieser sittlich tief berechtigte Wunsch wird gewiß von jedermann geteilt werden. Trotzdem darf man sich nicht durch die Schwere der Zeit dazu verführen lassen ein leeres Schema für eine lebendige Idee zu nehmen. Dagegen werden die Wünsche nach ruhiger, friedlicher Weiterentwicklung der Nationen der Erfüllung näher gebracht werden, wenn es gelingt in diesem Krieg das europäische Festland von England unabhängig zu machen. Tritt neben die bestehenden oder sich bildenden Weltreiche (England, Amerika, Rußland, Ostasien) noch ein durch wirtschaftliche Zusammenfassung geeinigtes Kontinentaleuropa, so stellen diese 5 Mächteeinheiten die Rechtssubjekte dar, die ein wirkliches Weltfriedensrecht tragen können. Denn das Bestehen solcher

Zum ersten: In größeren Familien mit mehreren Töchtern haben bis weit in die Kleinstädte herunter, von der Landwirtschaft abgesehen, in der Regel so viele Arbeitskräfte gar keinen Platz mehr. Die Großfabrikation in Lebensmitteln und wohlfeilen Bedarfsgegenständen hat eben der Hauswirtschaft so viel weggenommen, daß ein unendlich kleinerer Teil für sie übrigbleibt als früher. Die Miets- und Etagenwohnungen der Städte verengen außerdem den Platz für die häusliche Betätigung. Dagegen entstehen am andern Pol der Volkswirtschaft, in der Großfabrikation und dem Großhandel, immer mächtigere Betriebe mit wachsenden Arbeitsräumen, deren Plätze die Männer schon ziffernmäßig gar nicht mehr besetzen können, in denen sich aber auch zahlreiche Arbeitsgelegenheiten für besondere weibliche Intelligenz und Geschicklichkeit entwickeln. Deshalb ist der Strom weiblicher Kräfte aus der Hauswirtschaft zur Erwerbsarbeit von niemandem mehr aufzuhalten und volkswirtschaftlich nützlich. Es ist wahr: Diese Entwicklung ist mit schwierigen Übergangszuständen verbunden, die von mir zur Genüge geschildert wurden.¹⁾ Aber der Kampf mit diesen Schwierigkeiten macht unsere Frauenwelt doch zugleich auch tüchtiger und erfolgreicher für den Kampf ums Dasein als die frühere Betätigung im engsten Rahmen.²⁾ Gewiß konnten früher manche gemütlichen und seelischen Eigenschaften der Frau, die den Zauber ihrer Natur ausmachen, besser gepflegt und gehütet werden, und die rasche Entwicklung vom alten zum neuen System unter kapitalistischem Hochdruck hat sicher starke Verwüstungen angerichtet. Aber schon werden die Linien der neuen Gesellschafts- und Organisationsformen sichtbar, die auch unter der Herrschaft der Frauenerwerbsarbeit den alten Schatz kultureller Familien- und Persönlichkeitsbeziehungen zu hüten und zu mehren gestatten. Die häufigere Genossenschaftlichkeit weiblicher Arbeit in Werkstätte und Bureau schafft neue, altruistische Beziehungen zwischen Frau und Frau, zwischen Mann und Frau und eröffnet gesellschaftliche wie geistige Horizonte, die der bloßen Familientochter völlig verschlossen waren. In Arbeiterinnen- und Frauenheimen, die sich allmählich zu kulturellen Mittelpunkten des Wohnens und Wirtschaftens für ledige Frauen umformen und die alten Pensionen wohlthätig beeinflussen, entstehen technisch und ästhetisch höhere Formen des Hauses, die unter der Herrschaft des Einzelhaushalts undenkbar waren.

Aber die verheiratete Frau und das Los der arbeitenden Mutter und ihrer Kinder! Auch da schafft die harte Notwendigkeit der Frauenerwerbsarbeit neue Kulturformen für alte und ewige persönliche Beziehungen. Die ausgebauten Mutterschaftsversicherungen bettet Mutter und Kind trotz Frauenerwerbsarbeit sicher viel besser als die ärmliche Einzelfamilie mit ihren primitiven gesundheitlichen Einrichtungen. Kindergärten und Kinderhorte der Gemeinden, die in wachsendem Maß und unter dem Druck der wirtschaftlichen Notwendigkeit immer mehr auf den freundlichen Ersatz der Familien-

¹⁾ Siehe Quarck Ausdehnung und Bewährung der Frauenberufsarbeit, Gesundheitliche Wirkungen der Frauenberufsarbeit, Die Unterentlohnung der Frauenberufsarbeit, Organisation und Lohnpolitik der Frauenberufsarbeit, in den Sozialistischen Monatsheften, 1916 III, Seite 1209 ff., 1308 ff., 1359 ff., und in diesem Band, Seite 24 ff.

²⁾ So weiß ich aus der Praxis des Städtischen Fürsorgeamts für Kriegshinterbliebene in Frankfurt am Main, wieviel größere Schwierigkeiten bei der gewerblichen Versorgung der 78% Kriegserwitwen, die nie Erwerbsarbeit geleistet haben oder nur in fremden Haushaltungen (als Dienstmädchen usw.) tätig waren, zu überwinden sind oder schließlich gar unübersteigbar bleiben, als bei den 22%, die vor ihrer Ehe qualifiziert oder auch nur ungelernete Arbeiterinnen waren. Siehe dazu auch Krauß Die Kriegshinterbliebenenfürsorge in Frankfurt am Main /Frankfurt 1916/, Seite 33 ff.

Früher, namentlich in der Blütezeit des Handwerks, genoß fast ausnahmslos der Lehrling im Haushalt des Lehrmeisters freien Unterhalt. Die Wohnungsverhältnisse, die Aufreißung des kleinen Handwerks, die Entstehung großer Betriebe und überhaupt der Zug der Zeit haben dahin geführt, daß jenes Überbleibsel aus dem Mittelalter mehr und mehr verschwunden ist. Heute muß, namentlich in den Städten, der größte Teil der Lehrlinge anderweit, in erster Linie von den Eltern selbst gepflegt werden. Teilweise wird diesen Lehrlingen eine Entschädigung, ein Taschengeld gezahlt, das zwischen 10 und höchstens 40 Mark im Monat schwankt, teilweise erhalten die Lehrlinge überhaupt nichts. Nach den Berichten der Ortskrankenkassen gab es im Jahr 1915 in Frankfurt am Main 3488 Lehrlinge, die ohne jeden Pfennig Entschädigung, also auch ohne jeden Sachbezug von ihren Arbeitgebern beschäftigt wurden, ferner im gleichen Jahr in Halle 1393, in Wiesbaden 1076, in Leipzig 2182, in Mannheim 1287, in Straßburg 1002, in Köln 947, in Kassel 709 usw. Diese Entwicklung hat den Unternehmern eine große Entlastung zum Nachteil der Arbeiterschaft gebracht. Kein Wunder, daß die Unternehmer das Lehrlingswesen nach Möglichkeit ausgestalten wollen. So wird neuerdings darauf gedrungen, daß die in der Schneiderei, Putzmacherei, in kaufmännischen Betrieben usw. tätigen weiblichen Personen erst eine längere Lehrzeit durchmachen müssen, daß die Lehrzeit mehr und mehr von 3 auf 4 Jahre verlängert wird und so fort. In wachsendem Maß kommen die Lehrmeister noch dazu sich *Lehrgelder* von 100 bis 400 Mark geben zu lassen. *

In dieser Entwicklung liegen aber auch noch weitere Gefahren für das Lehrlingswesen. Die Billigkeit der Arbeitskraft eines Lehrlings verlockt den Unternehmer häufig noch mehr dazu Lehrlinge in möglichst großer Zahl einzustellen. Der Wille und die Fähigkeit der Lehrmeister den Lehrlingen wirklich etwas beizubringen hat im selben Maß abgenommen. In der entgeltlosen Arbeit des Lehrlings liegen aber auch für die Eltern der jungen Leute die Schwierigkeiten des heutigen Lehrlingswesens. Statt daß sie der Sorge für ein der Schule entwachsenes Kind enthoben sind, nimmt diese nun erst in vermehrtem Maß ihren Anfang. Die Aufwendungen besonders an Ernährung und Kleidung für einen Lehrling sind nicht gering. Gerade hier hat der Krieg mit seinen enorm gesteigerten Lebenshaltungskosten den Widersinn der gegenwärtigen Einrichtungen gezeigt. Auf der einen Seite fehlte dem Lehrling häufiger als sonst eine geregelte Ausbildung (Einberufung des Meisters, Mangel an geeigneter Arbeit, stärkere mechanische Teilung der Arbeit für Heereslieferungen usw.); andererseits wußte zum Beispiel eine Kriegerfrau nicht, wie sie sich den Lebensunterhalt für den Lehrling abdarben sollte. Die Mißstände, die während der Kriegszeit in dieser Hinsicht auftraten, sind so groß, daß verschiedentlich die Militärbehörden eingreifen mußten, die sich ja überhaupt während der Kriegszeit in hohem Maß sozial einsichtsvoll gezeigt haben. So ordnete das Stellvertretende Generalkommando des 13. Armeekorps in einem Fall an, »daß der Firma die Auflage gemacht würde sämtlichen Lehrlingen den ortsüblichen Taglohn, abgestuft im Verhältnis der Zeit ihres Eintritts bei der Firma, so lange zu zahlen, als die Firma mit der Bearbeitung und Prüfung von Granaten oder sonstigen Heereslieferungen beschäftigt ist«. Bringt auch diese in einem Einzelfall getroffene Entscheidung noch keine grundlegende Rege-

lung, so ist sie doch ein Schritt auf dem Weg, der zu einer solchen führen könnte. Die Sachlage wird noch dadurch verschärft, daß für eine immer größere Anzahl von Erwerbsarbeiten, die heute Lebensberufe bilden, die 3- oder mehrjährige Lehre mehr als Formsache ist. Durch die Einführung der maschinellen Hilfskräfte, durch die immer weiter gehende Arbeitsteilung können viele Berufe in erheblich kürzerer Zeit erlernt werden. Den Beweis dafür liefert unter anderm die Tatsache, daß ein erheblicher Teil derer, die einen Beruf ordnungsmäßig erlernt haben, diesen im spätern Leben nicht ausüben sondern einen andern ergreifen. Bei ihnen waren die Strapazen und Kosten der Lehrjahre einfach verschwendet. Ebenso haben viele Kriegsinvaliden, die wegen ihres körperlichen Zustands gezwungen waren einem andern Beruf nachzugehen, diesen in der Regel in verhältnismäßig kurzer Zeit erlernt.

Die Bedeutung der Frage erhellt aus der großen Zahl der Lehrlinge. Bei der Gewerbezahlung für das Deutsche Reich im Jahr 1895 wurden in allen Gewerbeabteilungen einschließlich Handel und Verkehr 701 033 Lehrlinge gezählt. Im Jahr 1907 (der letzten Zählung) war deren Zahl auf 809 286 gestiegen. Trotz der wirtschaftlichen Umwälzung also eine große Zunahme. Rund ein Drittel aller Lehrlinge ist in Kleinbetrieben tätig, das heißt in solchen, die einschließlich des Betriebsinhabers nur bis zu 5 Personen beschäftigen. Gerade in diesen Kleinbetrieben läßt in der Regel die Ausbildung alles zu wünschen übrig. Sehr häufig werden hier überhaupt nur Lehrlinge beschäftigt.

Aus alledem ergibt sich, daß unsere gegenwärtigen Vorschriften und Einrichtungen für das Lehrlingswesen, die sich aus den Zeiten der Zünfte wie eine ewige Krankheit fortgeerbt haben, nicht mehr in unser jetziges gewerbliches und wirtschaftliches Leben hineinpassen und gründlich umgestaltet werden müssen. Hierzu gibt es zwei Wege: die Änderung der maßgebenden gesetzlichen Bestimmungen und die Selbsthilfe der Arbeiterschaft.

Zunächst ist eine durchgreifende Umgestaltung der Gewerbeordnung herbeizuführen. Der § 81 a, nach dem die nähere Regelung des Lehrlingswesens und die Fürsorge für die technische, gewerbliche und sittliche Ausbildung der Lehrlinge zu den Aufgaben der Innungen gehört, ist zu streichen. Die Innungen haben sich als unfähig und parteiisch in der Regelung dieser Angelegenheiten erwiesen. Die heutigen Verhältnisse sind von Grund aus verschieden von denen in der Zeit, da die Zünfte in Blüte standen. Eine der Voraussetzungen dieser Zeit war die handwerksmäßige Produktion, die heute als die rückständigste Form der Warenerzeugung nur noch ein kümmerliches Dasein führt. Die Innungen bestehen noch als gesetzlich privilegierte Gebilde, aber es fehlt ihnen die Kraft die ihnen zugewiesenen Aufgaben zu erfüllen. Die Überwachung des Lehrlingswesens ist den längst geforderten Arbeitsämtern zu übertragen; solange diese noch nicht bestehen, müßten die Gewerbegerichte damit betraut werden, die allerdings allenthalben obligatorisch einzuführen wären. Nicht anders ist es mit der Überwachung des Lehrlingswesens durch die Handwerkskammern (§ 103 e), bei der, wie es bei der ganzen Konstruktion dieser Kammern nicht anders zu erwarten ist, meist nur einseitig die Interessen der Handwerksmeister wahrgenommen werden. Auch hier muß eine andere Stelle (Bezirks- oder Reichsarbeitsamt) gefunden werden. Gänzlich unhaltbar ist die Einrich-

tung (§ 81 a), daß die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Lehrlingen und solchen Lehrmeistern, die einer Innung angehören, ausnahmslos dieser übertragen und insoweit die Zuständigkeit eines für den Innungsbezirk bestehenden Gewerbegerichts und des Gemeindevorstehers ausgeschlossen ist. Die Entscheidungen der Innungen in Lehrlingsstreitigkeiten tragen oft nur den Interessen der Lehrmeister Rechnung. Sodann müssen die Bestimmungen über die Auflösung des Lehrverhältnisses geändert werden. Dem Lehrling muß in weiterm Maß die Möglichkeit gegeben sein aus dem Lehrverhältnis auszutreten, wenn der Lehrmeister seinen Pflichten hinsichtlich der Ausbildung des Lehrlings nicht nachkommt. Das Recht der *väterlichen Zucht* für den Lehrmeister, das schon so viel Unheil angerichtet hat, ist abzuschaffen. Ferner müssen die Eltern des Lehrlings das Recht erhalten den Lehrvertrag aufzulösen, wenn sie aus wirtschaftlichen Gründen den Unterhalt für den Lehrling nicht mehr beschaffen können. Gegenwärtig bildet die Unfähigkeit der Eltern den Lehrling zu unterhalten erst dann einen Grund für die Auflösung des Lehrvertrags, wenn der Lehrling infolge mangelhafter Ernährung krank und arbeitsunfähig geworden ist. Die Längstdauer eines Lehrverhältnisses ist von 4 auf 3 Jahre zu verkürzen usw. Schließlich muß auch verhindert werden, daß das Lehrlingswesen, wie für den einzelnen Handwerker, so auch für die Innung selbst zu einer Einnahmequelle wird. Nach der amtlichen Erhebung über die Wirkung des Handwerkergesetzes vom Jahr 1905 hatten im Jahr 1904 in Deutschland 7742 Innungen Lehrlingsprüfungen veranstaltet. Sie nahmen dabei an Einschreib- und Prüfungsgebühren 593 738 Mark ein. Die Ausgaben für die Prüfungen betragen 189 181 Mark, die Ausgaben für das Fortbildungsschulwesen 146 377 Mark. Selbst wenn man auch diese Ausgabe noch als im Interesse des Lehrlingswesens betrachtet, so ergibt sich noch ein Reinüberschuß für die Innungen im Betrag von 258 180 Mark. Daß die Lehrlinge auch noch für das finanzielle Gleichgewicht der Innungskassen sorgen müssen, ist doch zu viel verlangt.

Von sonstigen gesetzgeberischen Maßnahmen ist die Ausdehnung der Arbeiterschutzzvorschriften, insbesondere des § 136 der Gewerbeordnung auf das gesamte Handwerk und die Lehrlinge zu erwähnen. Diese bedürfen des Schutzes im selben Maß wie die jugendlichen Fabrikarbeiter. Weiter ist die Einführung staatlicher Handwerkerschulen zu fordern. Die jungen Handwerker müssen sich mehr theoretisch, ähnlich wie die Techniker, ausbilden können. Als Ersatz für solche Veranstaltungen können Lehrwerkstätten im Zusammenhang mit den Fortbildungsschulen angesehen werden.¹⁾ Aber gerade gegen solche Einrichtungen haben sich immer die Handwerkerorganisationen mit großer Entschiedenheit gestraußt.

Der Weg der Selbsthilfe ist beschwerlicher und lückenhafter. Wie überall kann auch hier der einzelne nichts ausrichten. Gegen die Gepflogenheiten einer Innung zum Beispiel kann nur wieder die organisierte Selbsthilfe aufkommen. Der einzige gangbare Weg ist hier die Mitregelung des Lehrlingswesens in den Tarifverträgen. In der letzten Zeit haben bereits in mehreren Gewerben Verhandlungen zwischen Vertretern der Unternehmerorganisationen und der Gewerkschaften stattgefunden. Das Prinzip, daß

¹⁾ Über die in mancherlei Hinsicht schwierige Frage, ob staatliche und kommunale Lehrwerkstätten die Lehre beim Handwerksmeister besitzigen oder nur ergänzen sollen, siehe *Quessel* Meisterlehre oder Lehrwerkstätten?, in den Sozialistischen Monatsheften, 1907 II, Seite 861 ff.

die Regelung des Lehrlingswesens ausschließlich Aufgabe der Innung sei, ist also bereits durchbrochen worden. So enthält die Tarifgemeinschaft im Buchdruckgewerbe eine Reihe von Bestimmungen über die Anzahl, Entlohnung und Arbeitszeit der Lehrlinge. Ebenso stand das Lehrlingswesen auf der Tagesordnung der Konferenz der Vertreter des Arbeitgeberschutzverbands und der Gewerkschaften des Holzgewerbes im April 1916 wie auf einer gleichen Konferenz im Hutmachergewerbe im Mai 1916. Auf der letztgenannten Konferenz äußerte der Wortführer der Fabrikanten: an dem Lehrlingswesen hätten auch die Gehilfen ein großes Interesse, und es sei nicht mehr als recht und billig, wenn ihnen ein Einfluß auf die Lehrbestimmungen eingeräumt werde.

Die Arbeitgeberzeitung suchte in letzter Zeit mehrfach zu beweisen, daß eine Mitwirkung der Gewerkschaften bei der Regelung der Lehrlingsfrage gesetzlich unzulässig sei. Sie meint, die den Innungen in erster Linie übertragene obligatorische Aufgabe der nähern Regelung des Lehrlingswesens unterliege der Kontrolle der höhern Verwaltungsbehörde. Diese Aufgabe sei daher nicht auf andere Organisationen übertragbar. Das ginge auch daraus hervor, daß die anderen Aufgaben der Innungen nicht diesen Beschränkungen unterliegen. Diese Auslegung ist schon deshalb nicht richtig, weil auch den Handwerkskammern in § 103 e die »nähere Regelung des Lehrlingswesens« übertragen ist. Im Gegensatz zur Arbeitgeberzeitung sagt zum Beispiel Wilhelm Stieda im Handwörterbuch der Staatswissenschaften: »Leider haben die Tarifverträge mit wenigen Ausnahmen bis jetzt versäumt Bestimmungen über die Zahl der Lehrlinge, die in einem bestimmten Verhältnis zur Größe der Betriebe und der Zahl der beschäftigten Gesellen stehen sollte, die Dauer der Lehrzeit, die Löhnung der Lehrlinge usw. zu treffen. Sicher könnten sie aber gerade bei der Regelung des Lehrlingswesens sehr gute Dienste leisten, da mit generellen und schematischen Vorschriften keine Besserung erreicht werden kann, vielmehr eine nach dem besondern Zuschnitt des einzelnen Gewerbes sich richtende Anordnung erwünscht sein muß.«²⁾ Das Verlangen der Gewerkschaften nach Mitwirkung bei der Regelung des Lehrlingswesens ist weit davon entfernt utopisch zu sein. Es ist sachlich berechtigt und liegt durchaus auf dem Weg einer vernünftigen Förderung unseres wirtschaftlichen und gewerblichen Lebens.

Die letzte Konferenz der Zentralvorstände der freien Gewerkschaften hat beschlossen Material über das Lehrlingswesen zu sammeln und die Frage zum Gegenstand einer gründlichen Aussprache auf dem nächsten Gewerkschaftskongreß zu machen. Das ist zu begrüßen. Die auf dem Kongreß zu fassenden Beschlüsse werden um so klarer sein, je gründlicher sie vorher besprochen worden sind. Dazu bildet schon die Umfrage eine Gelegenheit, die jetzt von der Generalkommission der Gewerkschaften über die Angelegenheit vorbereitet wird. Wie bei allen wirtschaftlichen Aufgaben, die die Gewerkschaften zu erfüllen haben, wird auch bei dieser das Interesse der nationalen Produktion, die Entwicklung der Produktivkraft, die höchstmögliche Nutzbarmachung der menschlichen Energie vorangestellt werden müssen.

2) Siehe Stieda Lehrlingswesen, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, VI, 3. Auflage Jena 1910. Seite 458.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Außenpolitik / Max Schuppel

Krieg und Außenpolitik Der Krieg hat überall auf die öffentliche Meinung wie ein großer Erzieher gewirkt. Vor allem den lange Zeit widerstrebenden deutschen Radikalismus, den ältern des Bürgertums wie den jüngern der Arbeiterklasse, haben die jüngsten Vorgänge eindrucksvoll gelehrt, wie wenig man für die tieferen Gegensätze im Völkerleben mit den, der innern Politik entlehnten Maßstäben auskommt: mit vertrauensseligen Sympathien für die Völker freieren Verfassungslebens und mit unüberwindlichen Abneigungen gegen rückständige Regierungsformen. Die unaufhalt-samen Strömungen, die in großen revolutionären Umbildungszeiten Volk gegen Volk stellen oder die Völker zu festgefühten Interessengruppen verbinden und Gruppe mit Gruppe unter Einsatz aller Kräfte ringen lassen, entspringen wesentlich anderen Quellen, die bisher fast ganz außerhalb des Horizonts der festländischen, vorwiegend in inneren Verfassungskämpfen empor-gewachsenen Demokratie lagen, und von denen jetzt die letzten verhüllenden Schleier erbarmungslos gefallen sind. Diese unter bitteren Erfahrungen mühsam gewonnene Erkenntnis, gegen die sich die alten bequemen Parteiüberlieferungen mit Händen und Füßen wehrten, gilt es jetzt auszubreiten und zu vertiefen. Denn jede Partei, die hier, in den großen und größten Lebensfragen der Nation, versagt oder irrt, wird auf der Wagschale der Geschichte zu leicht gefunden und muß, wie gerade die Entwicklung des ältern bürgerlichen Radikalismus in Deutschland handgreiflich beweist, ihren Irrtum mit Rückgang und Verfall ihres Einflusses büßen.

Friedensangebot und Kriegsziele Das deutsche Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 und die am 30. Dezember in Paris dem amerikanischen Botschafter durch Briand überreichte Ententeantwort legten die letzten Wurzeln des heutigen Völkerzusammenstoßes nochmals deutlich bloß. Auf der einen Seite das an sich durchaus friedliche Streben Deutschlands nach Erweiterung seines wirtschaftlichen Einflußkreises, in erster Linie über Österreich-Ungarn

und die Balkanländer hinüber nach Kleinasien und Mesopotamien hin, nach freierer Bewegung auf den Weltmeeren. Auf der andern Seite der gewalttätige Widerstand der überkommenen welt-politischen Vorherrschaft Englands, das, allerdings unter wohlberechneter Deckungnahme hinter seinen mehr und mehr zu Vasallen entarteten Bundesge-nossen, rücksichtslos auf die wirtschaftliche und machtpolitische Verstümmelung Deutschlands und auf die Zerstückelung jener Länder hinarbeitet, deren Fortbestand und Erstarbung eine Grundbedingung für das wirtschafts-friedliche Aufstreben Deutschlands bildet. Zuweisung Elsaß-Lothringens an Frankreich, der polnischen und pol-nisch gemischten deutschen Landes-teile an Rußland, Vergrößerung Rumä-niens, Serbiens und nochmals Rußlands auf Kosten Österreich-Ungarns, Auslieferung der alten großen Völkerbrücke zwischen Osteuropa und Asien an das Zarenreich, Auslieferung der türkisch-asiatischen Inseln und Randländer am Mittelmeer an die verbündeten Mittel-meerstaaten Italien, Frankreich und, wenn es geht, Griechenland; diese *selbstlosen* englischen Kriegsziele sind nunmehr mit vollster Offenheit ausgesprochen. Hinter dem offen Ausgesprochenen birgt sich jedoch das Verschwiegene, das ganz unmittelbar auf England sich bezieht: die Erhaltung einer belgischen Scheinsouveränität, um das englische Einfallstor nicht gefährdet zu sehen, das naheliegende Schick-sal Arabiens und Mesopotamiens, das sichere Schicksal der deutschen Kolonien in Afrika, Asien und in der Süd-see. So ist der wirkliche Kern des Kräftermessens zwischen *demokratischer Westkultur* und deutscher *Reaktion* mit einemmal klargestellt: von den Vertretern der Westkultur selber, allerdings mit Einschluß Rußlands.

Unterseeboot-krieg Unter dem Eindruck des abermals offen enthüllten englischen Vernichtungswillens sah sich die deutsche Regierung gezwungen »den ihr von neuem aufgedrungenen Kampf ums Dasein unter vollem Einsatz aller Waffen fortzuführen. Sie muß daher auch die Beschränkungen fallen lassen, die sie sich bisher in der Verwendung ihrer Kampf-mittel zur See auferlegt hat« (Note

vom 31. Januar 1917 an Amerika). Weit um ganz England und die Westküste Frankreichs herum in der Nordsee, dann im östlichen Mittelmeer über die Zufahrtsstraßen vor allem Frankreichs und Italiens wurden Sperrgebiete bezeichnet, innerhalb deren vom 1. Februar 1917 ab »jedem Seeverkehr ohne weiteres mit allen Waffen entgegenzutreten« werden soll. Damit ist Deutschland nach langem Zögern und vielem Entgegenkommen gegen die Neutralen zu dem ersten Tirpitzschen Programm der Seekriegführung zurückgekehrt, das in der Bekanntmachung vom 4. Februar 1915 seinen Ausdruck gefunden hatte, und das dann mit Rücksicht auf die Vereinigten Staaten gemildert oder vielmehr wieder verlassen worden war. Etwas grundsätzlich Neues unternahm und unternimmt Deutschland damit eigentlich nicht. Denn den Kampf auch gegen die militärisch unbeteiligte Zivilbevölkerung durch den Versuch der Absperrung und Aushungerung hat England zuerst verkündet: unter Preisgabe aller völkerrechtlich mühsam erungenen Unterscheidungen zwischen Kriegszwecken dienender Bannware und anderer, zu friedlicher Produktion bestimmter Zufuhr. Der Ersatz der Blockade, der lückenlosen Umgürtung mit Kriegsschiffen, durch das *Kriegsgebiet*, das gerade die Neutralen (denn deutsche Handelsschiffe kamen als Verkehrsmittel schon lange nicht mehr in Frage) bei Strafe der schwersten eigenen Gefährdung und Schädigung zu meiden hätten, ist gleichfalls Englands eigenstes Werk. Schon die englische Verordnung vom 4. November 1914, kurz nach Kriegsbeginn, schuf diese veränderte Grundlage der Seekriegführung; und neuerdings, vom 7. Februar 1917 ab gültig, hat England dieses abgekürzte Verfahren räumlich noch weiter ausgedehnt, indem es den Teil der dänischen und holländischen Gewässer, der sich an die »deutsche Bucht« anschließt, ebenfalls zur Sperrzone erklärte. Auch heute sollte es noch nicht vergessen sein, daß führende englische Blätter wie die Times damals auf diese glücklich vollbrachte *Versiegelung* der Nordsee, ohne Blockade frühern Stils (nur daß den Minenfeldern die heutige Rolle der Unterseeboote zugedacht war), nicht wenig stolz waren: »Eine allgemeine Warnung ist erlassen worden, und wenn etwaige Blockadebrecher [!] auf die Minen auflaufen, dann ist es eben ihre

eigene Schuld. . . Die Blockade, wie man sie in früheren Zeiten kannte, ist durch die Minen und den Torpedo abgetan. Wir erklären nicht mehr die Blockade, die jedem Schiff verbietet ein bestimmtes, durch die Anwesenheit eines Blockadegeschwaders kenntlich gemachtes Gebiet zu passieren. Wir machen statt dessen bekannt, daß alle ein bestimmtes Seegebiet befahrenden Schiffe dies auf eigene Gefahr tun. Die Minen besorgen das Übrige. Das sind Ausnahmemaßnahmen, die den neuen Bedingungen, unter denen dieser Krieg geführt wird, angepaßt sind« (siehe meinen Artikel *Der Höhepunkt des deutsch-englischen Konflikts*, in den Sozialistischen Monatsheften 1915 I, Seite 176). Am 31. Januar 1917 verkündete und begründete der Reichskanzler den neuen weittragenden Entschluß Deutschlands, dem sich gleichzeitig Österreich-Ungarn anschloß, vor dem eigens dazu einberufenen Hauptausschuß des Reichstags: »Niemand unter uns wird vor dem Ernst des Schrittes, den wir tun, die Augen verschließen. Daß es um unser Leben geht, weiß seit dem 4. August 1914 jeder. Und durch die Ablehnung unseres Friedensangebotes ist dies Wissen blutig unterstrichen. . . Zum Kampf aufs letzte sind wir herausgefordert. Wir nehmen die Herausforderung an. Wir setzen alles ein, und wir werden siegen.«

Amerika und Deutschland Auch diesmal, wie vor 2 Jahren, versuchte die deutsche Regierung Konflikte mit den Vereinigten Staaten nach Möglichkeit zu vermeiden, nur daß sie diesmal von einem Wiederverlassen der vorgezeichneten Grundzüge selber absehen mußte. In einer besonderen Note war den regelmäßigen amerikanischen Passagierdampfern unbehelligter Verkehr nach England mit Falmouth als Zielhafen, zugesichert, falls jeder solche Dampfer durch Anstrich und Abzeichen kenntlich gemacht würde und die Garantie der amerikanischen Regierung vorläge, daß der Dampfer keine Bannware, nach deutscher Bannwareliste, führe. Die Vereinigten Staaten, unter Wilsons Leitung, blieben jedoch ihrer alten, hier oft geschilderten Haltung getreu (siehe meinen Artikel *Die Amerikanoten*, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915 II, Seite 683 ff.). Innerlich war diese Wilsonsche Politik während des ganzen Krieges ausgeprägt englandfreundlich. Vielleicht nie-

mals ganz bewußt und absichtlich anti-deutsch; aber sobald Streitfragen des Völkerrechts und des internationalen Verkehrs auftauchten, bei denen jedes noch so leise Mitempfinden für Deutschlands Lage einen praktisch hinreichenden Ausweg gesucht und sicherlich auch gefunden haben würde, versteifte sich die Wilsonpolitik in ihrer Voreingenommenheit immer wieder darauf rein formalistisch Folgerungen aus überkommenen Rechtsgestaltungen und Rechtsvorschriften zu ziehen, die auf eine ganz andere Seekriegstechnik zugeschnitten waren und darum der jungen Tauchbootwaffe nicht entfernt entsprachen. Wenn nicht in der Absicht, in der Wirkung war diese selbstgerechte Wilsonpolitik stets einseitig deutschfeindlich; jede Auseinandersetzung mit Deutschland focht sie gründlich und in jeder Hauptsache un-nachgiebig durch, während sie den gelegentlichen Protesten gegen Englands Willkürhandlungen (in der Bannwarenbestimmung, in der Postbehandlung, in der Kriegsgbietserklärung, in der Anwendung von schwarzen Listen) trotz allem verschwendenen Wortaufwand niemals besondern Nachdruck gab. Diesen Standpunkt verließ die amerikanische Regierung bedauerlicherweise auch angesichts der jüngsten Wendung im Seekrieg nicht. In einer Rede an den Kongreß kündigte Wilson am 3. Februar den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland, die Auberufung Gerards von Berlin und die Aushändigung der Pässe an den Grafen Bernstorff an. Zunächst hat sich dieser Bruch nur in der Beschlagnahme von Schiffen und in ähnlichen Schritten offenbart. Aber, heißt es in Wilsons Rede deutlich und eindeutig genug, »wenn mein eingewurzelttes Vertrauen in ihre [der deutschen Regierung] Besonnenheit und ihre kluge Umsicht sich unglückseligerweise als unbegründet herausstellen sollte, wenn amerikanische Schiffe oder Menschenleben in achtloser Übertretung des Völkerrechts und der Gebote der Menschlichkeit geopfert werden sollten, so werde ich den Kongreß um die Ermächtigung ersuchen die Mittel anwenden zu können, die notwendig sind, um unsere Seeleute und Bürger bei der Verfolgung ihrer friedlichen und legitimen Unternehmungen auf dem offenen Meer zu schützen. Ich kann nicht weniger tun... Wir wünschen keinen kriegerischen Konflikt [hostile conflict] mit der deut-

schen Regierung. Wir sind aufrichtige Freunde des deutschen Volkes und wünschen ernstlich den Frieden mit der Regierung zu erhalten, die sein Sprachrohr ist. Wir wenden nicht glauben, daß sie uns feindlich gesinnt ist, außer wenn es so weit kommt, daß wir es glauben müssen, und wir beabsichtigen nichts anderes als eine vernünftige Verteidigung der unzweifelhaften Rechte unseres Volkes. Wir haben keine egoistischen Absichten. Wir suchen nur den uralten Grundsätzen unseres Volkes treu zu bleiben, unser Recht auf Freiheit, Gerechtigkeit und ein unbelästigtes Leben zu schützen. Das sind Grundlagen des Friedens, nicht des Krieges. Möge Gott es fügen, daß wir nicht durch Akte vorsätzlicher Ungerechtigkeit von seiten der Regierung Deutschlands dazu herausgefordert werden sie zu verteidigen.«

Neutrale und Deutschland

Die für die meisten Amerikaner charakteristische Unvertrautheit mit europäischen staatlichen und zwischenstaatlichen Verhältnissen hat sich jedoch sofort bei einer Erwartung Wilsons herausgestellt. Der Präsident nahm es am 3. Februar als ausgemacht an, daß alle neutralen Regierungen den selben Weg einschlagen werden« wie die Vereinigten Staaten. Auf diese Hoffnung ist rasch die Enttäuschung gefolgt, und vielleicht ist der Eindruck auf die amerikanischen Politiker und Volksmassen für Deutschland nicht ungünstig; das gern etwas voreilig und meist etwas ungeklärte amerikanische Selbstbewußtsein wird am besten durch die Erfahrung belehrt, daß andere Staaten und andere Personen es durchaus nicht selbstverständlich finden der amerikanischen Beurteilung Deutschlands und des ganzen Weltkriegsstreitfalls einfach zuzustimmen und Beistand zu leisten. Soweit sich übersehen läßt, wird, ohne besondere Zwischenfälle, nicht ein europäischer Staat (und von den südamerikanischen Ländern nicht einmal Brasilien) Lust verspüren dem in Aussicht genommenen antideutschen Bund der Neutralen, unter Führung der Vereinigten Staaten, beizutreten. Vielleicht war es gut, daß Wilson ausdrücklich in vollster Öffentlichkeit die Frage stellte, weil nunmehr auch die Ablehnung bestimmt und allseitig bekundet werden mußte und sie die Amerikaner immerhin zu einigem nachträglichen Nachdenken darüber veranlassen wird,

ob der europäische Konflikt so einfach nach der von England gelieferten, in Nordamerika gläubig hingenommenen Schablone beurteilt werden darf.

Deutsche Politik Des Ernstes der ganzen Lage ist man sich überall in Deutschland bewußt.

Aber gegenüber dem englischen Vernichtungswillen und gegenüber der immer klarer sich abzeichnenden englischen Kampftaktik, die durch die Zeit und die Wirtschaftsuntergrabung erreichen will, was sie auf dem offenen Schlachtfeld angesichts der ehernen deutschen Mauern als unerfüllbar erkennt, blieb Deutschland keine andere Wahl als selber das englische Wirtschaftsleben vor die gleiche letzte Feuerprobe zu stellen, der Deutschland nunmehr seit über 2 Jahren unterliegt. Nur die Überwindung der monopolistischen Anmaßung und selbstherrlichen Gewöhnung Englands kann Europa den Frieden und die wirklich freie (weil von aller einseitigen wirtschaftlichen und weltpolitischen Vorherrschaft losgelöste) Völkerentwicklung bringen. Und diese Überwindung, wenn sie dauernd sein soll, setzt zugleich voraus, daß das System der englischen Koalitionsbildungen zusammenbricht: an den Enttäuschungen, die aus der ausbleibenden englischen Finanzhilfe und Seezufuhr notwendig bei den Alliierten emporwachsen müssen, und an den Trümpfen, die Deutschland in der Hand hat, um den erschütterten Glauben an England vollends ins Wanken zu bringen und das Zusammengehen mit Deutschland als das ratsamere erscheinen zu lassen. Hält die deutsche Politik alle solche Möglichkeiten, die vor allem nach Rußland weisen, ruhig und klar im Auge, so wird auch die letzte und für uns schwerste Sturmperiode nur dazu beitragen Deutschlands Stellung unter den Völkern fester und unerschütterlicher denn je zu gründen.

Kurze Chronik An die Spitze des österreichischen Ministeriums trat am 20. Dezember an Stelle Koerbers Graf Heinrich Clam-Martinitz, früher ein Führer des tschechischen Großgrundbesitzes und Hochadels, aber seit Jahren und vor allem seit dem Krieg, wie fast allgemein anerkannt wird, mit stärkerer Anpassung an die gesamtstaatlichen Bedürfnisse Österreich-Ungarns ausgerüstet. Neben ihm konnten deshalb Dr. Karl

Urban, ein Führer des böhmischen Deutschtums, und Dr. von Baernreither in das Kabinett eintreten. Am 22. Dezember übernahm Graf Czernin das Ministerium des Auswärtigen, während Baron Burian der gemeinsame Finanzminister sein wird. ◊ Am 11. Januar wurden die Verträge zwischen der Türkei und dem Deutschen Reich unterzeichnet, die zum erstenmal die Türkei in der Handelspolitik, in der Fremdenbehandlung, im Rechtsschutz, im Niederlassungs- und Auslieferungswesen als vollberechtigten modernen Großstaat erscheinen lassen. ◊ Die Vorlage über den Verkauf der dänisch-westindischen Inseln an die Vereinigten Staaten wurde am 21. Dezember vom Landsting mit 40 gegen 19 (hauptsächlich konservative) Stimmen angenommen.

Literatur Bei den kommenden Verhandlungen sowohl über allgemeine handelspolitische Friedensbedingungen wie über besondere Handelsverträge wird die Meistbegünstigungsklausel eine große Rolle spielen. Überaus verdienstvoll ist deshalb eine Studie Heinz Horstmanns Handelsverträge und Meistbegünstigung /Berlin, C. Heymann/, die die Frage aus dem Nebel bloßer Theorie und Gedankenlogik loszulösen und einzelstatistisch zu erforschen sucht, inwieweit Zollbindungen und Zollermäßigungen, die Tarifvertragsstaaten auf Grund mühsamer Auseinandersetzungen und vielgliedriger Gegenleistungen gewährt wurden, in erster Linie bloßen Meistbegünstigungsländern, in diesem Fall ohne besondere Gegenzugeständnisse, in den Schoß fielen. Bei aller Anerkennung und Festhaltung des Grundgedankens der Meistbegünstigung ist dies offenbar eine häufig vielleicht erträgliche, aber jedenfalls stets ungewollte Folge. Unter Umständen jedoch ist diese Folge geradezu ein Hohn auf die ursprünglichen Absichten der Tarifvertragsbemühungen und deshalb nach Möglichkeit zu vermeiden. Die Zergliederung der deutschen Einfuhrstatistik nach den wichtigsten Einfuhrgütern und Ursprungsländern ist in dieser Richtung sehr belehrend. Unter anderem zeigt sich, daß »bei etwa 100 Tarifpositionen die, einzelnen Vertragsstaaten gewährten Zollnachlässe in der Hauptsache Meistbegünstigungsländern zugute kommen«. Manche Ergebnisse sind wohl für jeden Leser überraschend. Trotzdem ist Horstmann durchaus kein

Gegner der Meistbegünstigung an sich, durch feinere Gliederung des Zolltarifs, durch Einbeziehung zahlreicherer Staaten in das Tarifsystern, durch planmäßigere Führung der Vorverhandlungen glaubt er die schlimmsten Widersprüche und Schwächen der Doppelpolitik von Tarifvertrags- und Meistbegünstigungsabmachungen vermeiden und praktisch genügend abschwächen zu können. Die Materialien und Schlußfolgerungen sind um so beachtenswerter, als man annehmen darf, daß die größte deutsche Industrieorganisation, der Zentralverband deutscher Industrieller, überwiegend ähnliche Anschauungen vertritt. < Die Stellungnahme der Regierungen und wirtschaftlichen Körperschaften in Deutschland, Österreich und Ungarn zu der Frage der Neuregelung der Handelsbeziehungen zwischen den verbündeten Regierungen: unter diesem Titel hat der Deutsch-Österreichisch-Ungarische Wirtschaftsverband alle in Betracht kommenden Erklärungen der jüngsten Zeit zu sammeln gesucht /Berlin, Selbstverlag/. Nachträge sollen die willkommene Übersicht regelmäßig fortführen.

Staatssozialismus / Edmund Fischer

Getreidemonopol

Der Leiter der Reichsgetreidestelle, Unterstaatssekretär Michaelis, der vor einiger Zeit in der Aula der Berliner Universität einen lehrreichen Vortrag über das Thema Reichsgetreidestelle jetzt und später gehalten hat (siehe diese Rundschau, 1916 III, Seite 1373), gab kürzlich nun auch in den amtlichen Deutschen Kriegsnachrichten eine recht deutliche Antwort auf die Frage, was nach dem Krieg mit dem Getreidemonopol und der Regelung des Verkehrs mit Brot werden soll. Er erklärt frei heraus, es könne nicht daran gedacht werden auf die jetzigen Einrichtungen in der Friedenszeit zu verzichten. Wir müßten damit rechnen, daß wir für eine geraume Zeit mit einer weitern Beschränkung des Verbrauchs und einer Rationierung der wichtigsten Lebensmittel uns abfinden müssen. Deutschland werde auch in den kommenden Friedensjahren zunächst fast ganz ausschließlich auf das angewiesen sein, was in seinen eigenen Grenzen an Lebensmitteln hergestellt wird. Der Schiffsraum zur Einfuhr ausländischen Getreides werde knapp sein, die Ver-

schlechterung unserer Valuta werde uns zwingen möglichst wenig im Ausland zu kaufen, und in allen unseren Nachbarländern werde nach dem Krieg eine gewaltige Knappheit der Lebensmittel herrschen, so daß die Versorgung vom Ausland sich recht schwierig gestalten werde. Es werde also auch nach dem Friedensschluß nötig sein den Riemen eng geschnallt zu halten. Wir würden weiter rationieren und alles Brotgetreide, auch das minderwertige, für die menschliche Nahrung erfassen müssen. »Der Sehnsuchtsruf »Gebt uns Frieden, gebt uns Brot!« hat keine innere Begründung.«

An eine Aufhebung des Getreidemonopols und des geregelten Verkehrs mit Lebensmitteln überhaupt ist nun wohl nicht mehr zu denken.

Für das Getreidemonopol tritt auch Freiherr von Loe-Bergerhausen in einer Veröffentlichung des Rheinischen Bauernvereins /Köln, Rheinischer Bauernverein/ vom agrarischen Standpunkt aus ein. Er sieht im Getreidemonopol die einzige Möglichkeit der heimischen Landwirtschaft in der heutigen Lage die nötige Stütze zu geben. Das Getreidemonopol wirke nicht nur regulierend auf den Import und die Verteilung vom Produzenten zum Konsumenten sondern gebe auch Raum für eine ausreichende Kriegsvorratswirtschaft und für eine Preisregulierung, die unter Berechnung der Gesteigungskosten und eines angemessenen Unternehmerrgewinns sowohl den Interessen der Konsumenten als auch denen des Staates in billiger Weise gerecht werde. Der Verfasser ist der Auffassung, das natürliche Organ des Getreidemonopols seien die landwirtschaftlichen Genossenschaften. Es ist selbstverständlich, daß die Verwaltung des Getreidemonopols nicht lediglich den Interessenten überlassen bleiben kann, daß in ihr auch Reichstag und Regierung vertreten sein müssen. Nur auf einer solchen Grundlage aufgebaut, kann das Getreidemonopol im Reichstag eine Mehrheit finden. Es sollte aber auch möglichst bald eine planmäßige Förderung der Lebensmittelproduktion vom Staat in die Wege geleitet werden. Denn daß auf diesem Gebiet viel geschehen kann und muß, haben die Erfahrungen im Krieg gezeigt. Hoffentlich wird die neu geschaffene Abteilung für Produktionsförderung im Kriegsernährungsamt (siehe die Rundschau Wirtschaft, in diesem Band, Seite 91) hier gute Vorarbeit leisten.

Telegraphen- und Telephonwesen Der Internationale Telegraphenverein ist zweifellos die größte internationale Organisation, die es auf der Erde gibt. Am 17. Mai 1865 wurde er gegründet, und bereits im Jahr 1914 gehörten ihm 48 Telegraphieverwaltungen von Staaten und Ländern mit einer Fläche von 70 586 660 Quadratkilometer und einer Bevölkerung von 1 069 041 687 Köpfen an. Die Entwicklung der Telegraphie im Welttelegraphenverein veranschaulicht folgende Tabelle:

Jahr	Länge der Telegraphenlinien Leitungen		Anzahl der Telegraphenanstalten
	Kilometer		
1865	213 724	575 290	12 393
1875	450 323	1 177 923	28 475
1885	651 177	1 813 867	50 586
1895	922 713	2 671 887	81 289
1905	1 259 755	4 567 906	124 056
1913	1 639 958	6 918 587	171 693

Nicht weniger als 528 236 000 Telegramme wurden im Jahr 1913 befördert, gegen 28 425 000 im Jahr 1865. Eine noch größere Entwicklung zeigt das Telephonwesen im Welttelegraphenverein:

Jahr	Länge der Telephonleitungen		Anzahl der Vermittlungsanstalten	Teilnehmer
	im Ort	von Ort zu Ort		
1885	274 766	—	467	68 845
1895	663 822	255 255	3 876	372 681
1905	6 238 035	1 251 294	18 386	1 788 577
1913	15 335 006	3 180 642	38 735	4 251 556

Die Zahl der Gespräche im Fernverkehr im Jahr 1913 betrug 735 009 000, gegen nur 5 166 000 im Jahr 1885. Deutschland steht in der Länge der Telegraphenlinien und -leitungen, in der Zahl der Anstalten und Apparate und der Auslandstelegramme an der Spitze aller Vereinsverwaltungen. Sein Anteil an den Zahlen für 1913 beträgt bei den Telegraphenlinien 14,5 %, bei den Telegraphenleitungen 30, bei den Telegraphenanstalten 29,1, bei den Telegrammen des innern Verkehrs 10,4, bei denen des Auslandsverkehrs 17,7, bei den Telegrammen überhaupt 12,2 %. Der Telephondienst weist eine noch schnellere Entwicklung auf. Deutschland hat hier von Anfang an fast durchweg die Führung übernommen und mit großem Vorsprung vor allen übrigen Vereinsverwaltungen behalten. Sein Anteil für 1913 beträgt bei den Ortsleitungen 39 %, bei den Leitungen von Ort zu Ort 21,3, bei den Vermittlungsanstalten

19,3, bei den öffentlichen Sprechstellen 28,4, bei den Teilnehmern 32,4, bei den Ortsgesprächen 26,3 und bei den Ferngesprächen 60,4 %.

In Deutschland sind Telegraphie- und Telephonwesen ausschließlich staatliche Einrichtungen.

Der Deutsche Reichsanzeiger vom 12. Januar 1917 bemerkt zu diesen Zahlen, die einer vom Bureau des Internationalen Telegraphenvereins herausgegebenen Denkschrift entnommen sind: »Das gewaltige Anwachsen des zwischenstaatlichen Telegraphen- und Fernsprechverkehrs in den zurückliegenden 50 Jahren ist zum größten Teil eine Frucht des Zusammenwirkens der Verwaltungen im Rahmen des Welttelegraphenvereins. Den bedeutenden Einfluß einheitlicher Vorschriften auf die Entwicklung des zwischenstaatlichen Verkehrs erkennen auch die dem Verein noch nicht angehörenden Telegraphenverwaltungen an, indem sie sich den Vereinsvorschriften im allgemeinen anpassen; ihr förmlicher Beitritt zum Verein ist nur eine Frage der Zeit. Hoffentlich kann schon die nächste unter den Segnungen des Friedens stattfindende Konferenz einige von ihnen als neue Mitglieder begrüßen.«

Wir können uns alle nur dieser Hoffnung anschließen und wünschen, daß sie bald zur Wirklichkeit werde.

Kurze Chronik Nach einer Verordnung des Bundesrats vom 18. Januar 1917 wird ein Reichskommissar für Stickstoffwirtschaft ernannt, der Anordnungen über die Herstellung und den Verbrauch sowie über den Verkehr mit Stickstoff treffen kann. ◊ Nach einer andern Bundesratsverordnung vom gleichen Tag wird der Reichskanzler ermächtigt Bestimmungen über den Verkehr mit mineralischem Rohöl und allen bei der Verarbeitung von solchem Rohöl anfallenden Erzeugnissen zu treffen. ◊ Die preußische Staatsbank (Seehandlung) erzielte im letzten Geschäftsjahr, das am 31. März 1916 abgelaufen ist, einen Reingewinn von 16 078 902 Mark, gegen 7 016 088 Mark im vorigen Etatsjahr. ◊ Das preußische Abgeordnetenhaus hat am 23. Januar den Gesetzentwurf betreffend den Erwerb der Aktien der Bergwerksgesellschaft Hibernia (siehe diese Rundschau, 1916 III, Seite 1373 f.) durch den Staat angenommen. ◊ Die sächsische Regierung hat die Braunkohlengrube Herkules bei Hirschfeld

für den Staat angekauft. ◊ Die englische Regierung hat nun auch die Eisenbahnen Irlands unter Staatsaufsicht gestellt, womit die Verstaatlichung des gesamten Eisenbahnnetzes Großbritanniens grundsätzlich vollzogen ist. Die gesetzliche Regelung wird nach dem Krieg nur noch eine Formalität bedeuten. ◊ Wie Generalzahlmeister Sir J. Compton-Rickett in einer Versammlung mitteilte, plant die englische Regierung eine staatliche Regelung der englischen Landwirtschaft mit Hilfe von Ausschüssen. Weder ein einzelner Landwirt noch eine Vereinigung von solchen soll mehr bestimmen dürfen, was sie bauen wollen und in welchem Umfang. Eine Gesamtaufsicht über das Land soll für richtige Verteilung der Arbeitskräfte, wissenschaftliche Methoden, Aufsicht über die Märkte und Ausgleich der Preise sorgen. Diese staatssozialistische Maßnahme soll eine dauernde Einrichtung werden. ◊ Der Kongreß der britischen Arbeiterpartei nahm unter anderm eine Resolution an, in der die sofortige Übertragung aller Kohlen- und sonstigen Bergwerke auf den Staat und Teilnahme der Bergarbeiter an ihrer Verwaltung sowie der staatliche Kauf von Kohlen für den Inlandsbedarf und ihr Verkauf zu festen Preisen gefordert wird; ferner staatliche Aufsicht über die ganze Landwirtschaft und ihre völlige Nutzbarmachung durch riesige Regierungsgüter, kleine Bauerngüter, kommunale Unternehmungen und kleine Landzuweisungen an Arbeiter.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Max Nachmansohn

Psychoanalyse Den Lesern der Sozialistischen Monatshefte ist es bekannt, daß seit etwa 10 Jahren eine neue, die psychoanalytische Richtung die Geister in der psychologischen Wissenschaft bewegt, wenn auch die grundlegenden Werke schon früher erschienen sind. Diese Richtung ist in dieser Rundschau (1908 I, Seite 519 ff., 1910 III, Seite 1304 f., 1912 I, Seite 61 f., 1914 I, Seite 391 f., auch 1916 I, Seite 128) von ihren früheren Bearbeitern Otto Lipmann, Else Stoeber-Damm, Georg Chaym und Otto Bobertag mehrfach besprochen worden; auch treten die Grundlinien dieser Denkweise in dem Artikel Alfred Adlers Der nervöse Charakter (in den Sozialistischen Monatsheften, 1913 II,

Seite 797 ff.) mit hinreichender Deutlichkeit hervor. Die Psychoanalyse hat weit über die Kreise der Fachwissenschaft hinaus großes Interesse gefunden. Gleichwohl herrschen über sie in den meisten Fällen unklare und falsche Vorstellungen. Wer von ihr gehört hat, weiß nur, daß ihr Hauptgegenstand die Sexualität ist, und daß sie alle nervösen Störungen durch diese erklärt, ja daß sie so weit geht alle künstlerischen und sonstigen Kulturschöpfungen auf den Fortpflanzungstrieb zurückzuführen. Das erscheint mit Recht als eine unzulässige Verallgemeinerung gewisser, an sich richtiger Befunde über die Entstehung mancher neurotischen Störung oder mancher Kunstwerks.

Faßt man den Begriff Sexualität oder, wie es in der Psychoanalyse gebräuchlicher ist, libido, im gewöhnlichen Sinn, so darf eine Ableitung jeder menschlichen Tätigkeit aus dem Sexualtrieb freilich als absurd bezeichnet werden. Man vergißt aber bei der Beurteilung Freuds allzu leicht, daß für ihn der Begriff libido eine unvergleichlich weitere Bedeutung hat als sonst, und was ihm allenfalls als terminologischer Fehler angerechnet werden dürfte, erscheint so fälschlicherweise als sachlicher: eine Erscheinung, die in der Geschichte der Wissenschaft nicht selten vorkommt. Für Freud bedeutet libido das menschliche Triebleben, sofern es sich nicht als Selbsterhaltungstrieb äußert. Alles übrige Streben irgendwelcher Art: die Liebe zu den Eltern, das Streben nach Erkenntnis, der Schaffenstrieb, die tausendfältigen Arten, die das menschliche Streben nur annehmen kann, von den tiefsten Perversitäten des Sexuallebens bis zu den höchsten Sublimierungen der Liebe in der unio mystica oder dem amor Dei intellectualis, alle sind nur Manifestationen eines Lebens- und Entwicklungstriebes, den Freud libido nennt. Von diesem Standpunkt aus gesehen kann die Freudsche Libidotheorie in der Psychologie eine ähnliche Bedeutung gewinnen wie das Gesetz von der Erhaltung der Energie in der Physik, wenn man sich auch nicht wie Ostwald verleiten lassen darf von psychischer Energie im selben Sinn wie in der Physik von physischer Energie zu reden. Diese Lehre, die zuerst so absurd erschien, entpuppt sich also als eine außerordentliche Vereinheitlichung der Psychologie, ja sie begnügt sich nicht bloß mit dieser allgemeinen Fassung sondern geht noch einen Schritt weiter.

Sie versucht die ontogenetische Entwicklungsgeschichte der Manifestationsarten der libido zu schildern, wobei sie allerdings auf merkwürdige Irrwege geraten ist, indem sie der rein sexuellen Manifestationsart, die im Leben des normalen Menschen zu keiner Zeit eine absolut dominierende Rolle spielt, eine Bedeutung zuschreibt, die nicht berechtigt ist. Doch ist diese falsche Betonung schließlich verständlich, und der Wissenschaftler würde das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn er darum den bedeutenden Gehalt der Libidotheorie für die Psychologie überhaupt leugnen wollte. Wir können in dieser Theorie jedenfalls die Anfänge einer ontogenetischen Entwicklungspsychologie und die Begründung der von der Psychologie bisher so arg vernachlässigten Trieblehre erblicken.

Allerdings hat es die Psychoanalyse bisher noch nicht zu einem wissenschaftlich wirklich brauchbaren Schema der individuellen Entwicklungsstufen gebracht, geschweige denn zu einer Theorie von diesen. Sie hat aber wichtige Fingerzeige dazu gegeben, vor allem durch ihre starke Betonung der Wichtigkeit der Kindheitserlebnisse und ihre Lehre von der Triebsublimierung. Sie versteht darunter die Tatsache, daß der Trieb sich auf bestimmten Entwicklungsstufen von einem sinnlichen Gegenstand weg und einem geistigen zuwenden kann. Dadurch bekommt der Trieb rein phänomenologisch eine durchaus andere Qualität. Die Sublimierung ist somit auch für die Entwicklung bestimmter geistiger Anlagen entscheidend, die sich nur dann voll ausbilden können, wenn das ganze Triebleben, das ja die psychische Kraft im Sinn Th. Lipps' darstellt, sich ungehemmt betätigen kann. Insofern ist es höchst berechtigt, wenn Freud sexuelle Hemmungen für mangelnde geistige Leistungen verantwortlich macht. Auch hierin können wir wieder die vollkommene einheitliche Auffassung des menschlichen Seelenlebens als eines Organismus sehen, in dem die Störung eines Funktionsglieders die der übrigen zur Folge hat.

Die experimentelle Psychologie läuft leicht Gefahr die Vorgänge unseres Seelenlebens unter mechanischem Gesichtspunkt zu betrachten und zu erklären. Am reinsten ist vielleicht die mechanistische Betrachtungsweise in der experimentellen Gedächtnislehre ausgebildet, als deren wichtigste Vertreter Ebbinghaus und G. E. Müller anzusehen

sind. Diese Forscher behandeln das Gedächtnis als eine Art Grammophon, in dem die Reize Spuren hinterlassen, die dann durch periphere und zentrale Erregungen zum Bewußtsein kommen können. Je öfter die Reize wiederholt werden, um so tiefer müssen die Spuren sein, und es wurde als selbstverständlich angenommen, daß zwischen den Spuren in der Reihenfolge, in der sie bewirkt wurden, sich auch Assoziationen bilden müssen. Das wurde auch bestätigt gefunden, weil der experimentelle Psychologe (es ist so merkwürdig) fast immer das findet, was er zu finden voraussetzt. Man brauchte bloß der Versuchsperson den Auftrag zu geben nur dann zu reproduzieren, falls sie sicher sei das Gelernte in richtiger Reihenfolge reproduzieren zu können. Von der wahren organischen Tätigkeit des Gedächtnisses konnte man auf diesem Weg freilich nichts erfahren. Die Zielstrebigkeit aller unserer seelischen Funktionen, die im Dienst des Erhaltungs- und Entwicklungstriebes steht, wurde einfach übersehen. Daß unsere seelische Tätigkeit von der Zielstrebigkeit beherrscht ist, entging der rein mechanischen Betrachtungsweise der experimentellen Psychologie ganz (wenn ihre Verdienste um die exakte psychologische Forschung auch keineswegs geleugnet werden sollen). Wir sehen hier die Wirkung davon, daß ohne erkenntniskritische Besinnung die Methoden der anorganischen Naturwissenschaft auf die Psychologie angewendet wurden. Hierin Wandlung geschaffen, mit aller Selbstverständlichkeit auf das organische Kräftespiel in unserm Seelenleben hingewiesen zu haben ist vielleicht die größte wissenschaftliche Leistung der Psychoanalyse. Man merkt vielleicht auf den ersten Blick gar nicht, welche Vertiefung durch diese veränderte Betrachtungsweise die Psychologie erfährt. Mit der Kategorie der Zielstrebigkeit haben wir ein wissenschaftliches Schema bekommen, das der Psychologie ebenso entspricht wie die Kategorie der Kausalität der anorganischen Naturwissenschaft.

Die Kategorie der Zielstrebigkeit erklärt den wichtigsten Begriff der Psychoanalyse: das Unbewußte oder, wie ich lieber sagen möchte, das Binnenbewußte. Man dürfte sich vielleicht bald darüber wundern, warum ein Teil der deutschen Psychologie so gegen den Begriff des Unbewußten Sturm gerannt ist. Die französische Psychologie hat ihn

immer anerkannt, und in der deutschen Philosophie hat er seit Leibniz bis in die neueste Zeit namhafte Vertreter gefunden. Die experimentelle Psychologie konnte mit ihm nichts anfangen, da er sich naturgemäß ihren Methoden entzog, und so leugnete sie sein Vorhandensein ganz. Aus dem Satz: die Psychologie kann nur das Bewußte untersuchen, folgerte sie: also gibt es kein Unbewußtes, und was man dafür hält, sind nur physische Spuren. Daß auch eine rege psychische Tätigkeit in uns stattfinden kann, die eine Zeitlang nicht bewußt wird, bestreitet ein Teil der Gegenwartspsychologie rundweg. Nun hat die Psychoanalyse freilich nicht, wie Freud noch in seiner letzten Schrift (Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse /Wien, Heller/) glaubt, das Unbewußte entdeckt. Wohl aber hat sie eine Methode gefunden das Unbewußte bewußt zu machen. Damit ist es der wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich geworden. Mit ihrer Hilfe ist es auch gelungen manche Gesetze, nach denen die unbewußte psychische Tätigkeit vor sich geht, kennen zu lernen und die Bedingungen ihrer Bildung zu erforschen. Durch die Erforschung des Unbewußten findet aber vor allem das Bewußte eine ausreichende psychologische Erklärung, die ihm bisher gefehlt hat. Die Psychoanalyse begründet also keinen neuen Zweig der allgemeinen Psychologie, gibt ihr aber wesentliche Gesichtspunkte zu einer neuen Methodologie, durch die die psychologische Forschung vertieft werden kann.

Kurze Chronik Im Alter von 77 Jahren starb zu Paris Théodule Ribot, Professor am Collège de France und Herausgeber der Revue Philosophique. In ihm verliert die psychologische Wissenschaft einen ihrer bedeutendsten Vertreter. Sein Hauptverdienst liegt in seinen feinen und tieferschürfenden Analysen seelischer Phänomene. Er nahm die Psychologie durchaus als eine Erfahrungswissenschaft, deren Mittel die introspektive wie die vergleichende und experimentelle Beobachtung sind. Ribot hat in der Revue Philosophique, die er 1876 begründete und als eine der gediegensten und vornehmsten Zeitschriften bis zu seinem Tode leitete, auch während des Krieges, frei von jeder nationalistischen Verblendung, die wissenschaftlichen Leistungen des jetzigen Kriegsggners stets anerkannt. Erschei-

nungen wie die Ribots berechtigen zu der Erwartung einer Wiederanknüpfung der geistigen Beziehungen nach dem Krieg. ◊ Eine in der Zentralstelle für Volkswohlfahrt schon seit mehreren Jahren tätige Kommission hat jetzt auch das Problem der psychischen Berufseignung in ihr Programm aufgenommen und dementsprechend Psychologen kooptiert. Sie eröffnet ein Psychologisches Laboratorium zur Untersuchung dieser Fragen (siehe darüber auch diese Rundschau, 1915 III, Seite 1029 ff.); es wird von Lipmann und Piorkowski geleitet. ◊ Das Psychologische Seminar und Laboratorium beim Hamburger Vorlesungswesen, das jetzt unter der Leitung William Sterns steht, ist erheblich erweitert worden, namentlich durch Einbeziehung der Erforschung der kindlichen Begabung. Es ist da ferner eine besondere Abteilung für Jugendpflege geschaffen worden. ◊ Das Breslauer Extraordinariat W. Sterns ist mit R. Hönigswald besetzt worden. ◊ Der frühere wissenschaftliche Hilfsarbeiter am Hamburger Psychologischen Institut Georg Anschütz ist als Professor der Psychologie und Pädagogik an die Universität Konstantinopel berufen worden.

Literatur Bei Gelegenheit der Besprechung des Krueger'schen Buches Über Entwicklungspsychologie hat Bobertag in dieser Rundschau (1915 III, Seite 1205) die Aufgaben einer Sozialpsychologie kurz also skizziert: Das geistige Zusammenleben schaffe besondere Bedingungen, ohne deren Erkenntnis eine vollständige Theorie des psychischen Geschehens unmöglich sei, besondere Bedingungen auch in dem methodischen Sinn, daß die Beobachtung, ja Analyse Tausender von isolierten Individuen uns darüber keinen Aufschluß gibt. Sozialpsychologie ist aber nicht Psychologie der Masse sondern der Familie, des Vereins, der Partei usw., diese Gebilde stellen besondere Bedingungen des psychischen Geschehens dar. Das wesentliche eines jeden spezifisch sozialen Tatbestands liegt darin, daß qualitativ verschiedene Eigenschaften und Träger von solchen wechselwirkend sich zu einem Ganzen von spezifischer Einheitlichkeit zusammenfügen und nun Erzeugnisse analoger Struktur schaffen. Ein Buch Hans Lorenz Stoltenbergs Soziopsychologie /Berlin, Curtius/, das den 1. Teil seines Wer-

kes über Sozialpsychologie bildet, vertritt eine andere Auffassung vom Wesen der Sozialpsychologie. Stoltenberg teilt diese in Soziopsychologie und Psychosozologie ein, und er versteht unter dem einen die Lehre von den Erlebnissen der Menschen, die sie haben, insofern sie in Gemeinschaft leben, während er unter dem andern die Lehre von den aus dem Gemeinschaftsleben sich ergebenden Ideologien begreift. Seine Aufgabe, die er sich mit diesem Buch gestellt hat, umschreibt er mit den Worten aus Sigwards Logik: »In den Regungen des individuellen Lebens müssen allerdings diejenigen Vorgänge besonders beachtet, die Gefühlsbestimmtheiten und Streben mit besonderer Sorgfalt aufgesucht werden, welche das Verhältnis von Mensch zu Mensch bestimmen, weil auf ihnen das geschichtliche Leben der Menschen ruht.« Das Buch stellt nun einen Versuch dar alle »soziopsychologischen« Erlebnisse darzustellen und ihre wesentlichen Merkmale anzugeben. Es behandelt die Erfahrung vom andern, die Gefühle und Affekte, die Willensvorgänge, die Gedächtniserscheinungen und die inneren Handlungen. Es ist überreich an neuen terminologischen Prägungen, die meines Erachtens freilich nicht glücklich ausgefallen sind. Vor allem fehlt aber dem Leser das Bewußtsein, daß die einzelnen Begriffsgattungen erschöpfend behandelt sind, da die Systematik des einteilenden Prinzips entbehrt. So gehören manche Arten unter einen Begriff, die Stoltenberg unter verschiedene bringt, und umgekehrt. Ob etwa die Hochachtung nur »aus der Tatsache, daß wir die Menschen unter einander vergleichen«, entsteht, ist zu bezweifeln. Ein tieferes Eingehen auf die sozialpsychologischen Phänomene fehlt, ebenso jede entwicklungspsychologische Betrachtungsweise. Prinzipiell ist zu bemerken, daß der Gedanke einer Soziopsychologie in dem von Stoltenberg umschriebenen Sinn vollständig verfehlt ist. Was der Autor uns gibt, ist oberflächliche allgemeine Psychologie und kann unmöglich als besonderer Zweig der Wissenschaft angesehen werden. Die Fragestellung ist durchaus individualpsychologisch und gar nicht sozialpsychologisch. Denn damit, daß unser Wahrnehmen, Fühlen und Wollen von den Mitmenschen bedingt ist, ist noch kein sozialpsychologisches Problem gegeben; darauf weist gerade auch der von Stoltenberg so oft zitierte Sig-

wart hin. Erst die Erforschung der Bedingungen und Phänomene eines gemeinsamen Bewußtseins, wie sie in der Familie, der Partei, der Nation usw. gegeben sind, würde eine Sozialpsychologie konstruieren. Diese Untersuchung verweist Stoltenberg ohne eigentliche Begründung in die Psychosozologie, die nächstens erscheinen soll. Es bleibt nunmehr abzuwarten, ob der 2. Band mehr geben wird als der 1. uns gab.

Religionswissenschaft / Herbert Kühnert

Krieg und Religionswissenschaft Es ist begreiflich, daß der gegenwärtige Weltkrieg unter andern auch die Frage zur Diskussion gestellt hat, wie sich das religiöse Denken der Menschen auf den verschiedenen Kulturstufen mit dem Phänomen des Krieges auseinandergesetzt hat. An sich liegt es ja am nächsten den Krieg als eine Erscheinung zu betrachten, die aufs engste mit den Formen und Phasen der sozialen Organisation zusammenhängt. Man könnte auf diese Weise etwa zu folgender Phaseologie des Krieges gelangen: 1. Stufe: der Krieg, dessen Zweck die Erhaltung und Organisation des durch das verwandtschaftliche Prinzip bestimmten Stammes ist; 2. Stufe der Krieg, der über das Prinzip der Stammesverwandtschaft zum Prinzip des feudal und späterhin national bestimmten Staatstums hinausdrängt. 3. Stufe: der Krieg, der den nationalen Gedanken zum Gedanken des imperialistischen und darüber hinaus sozialen Weltreichs erweitert. Da nun aber alle soziologischen Funktionen (Wirtschaft, Staat, Religion, Recht usw.) mit einander in beständiger Wechselwirkung stehen, so ist nicht einzusehen, warum es nicht statthaft sein sollte die Phaseologie des Krieges außer unter dem rein politischen auch unter dem religiösen Gesichtspunkt ins Auge zu fassen. Ist doch auch umgekehrt schon gelegentlich der Versuch gemacht worden die Phaseologie der Religion von der politischen Seite her zu bestimmen und auf diese Weise etwa eine Entwicklungsreihe wie diese aufzustellen: 1. Stufe: Stammesreligion; 2. Stufe: Staatsreligion; 3. Stufe: Universalreligion. Eine Beleuchtung des Krieges durch die Religionswissenschaft ist also gleichbedeutend mit der Frage: Welchen Anteil nimmt die Religion im Kampf der Naturvölker um die Behauptung und Entwicklung ihres Stammestums, wel-

chen nimmt sie an den Kriegen, die sich an die Entstehung und Behauptung des Staatsgedankens knüpfen, welchen endlich an den Kämpfen, die um die politischen Ideen der Weltherrschaft und Völkerorganisation geführt werden? Soweit ich die einschlägige Literatur überblicke, fehlt es uns zurzeit noch an einem Werk, das das Thema Religion und Krieg in diesem Sinn erschöpfend behandelte. Dagegen hat uns der Krieg allerdings eine Reihe von Arbeiten gebracht, die, was Stoffsammlung und einzelne Gesichtspunkte anlangt, als wertvolle Vorarbeiten für jene eingehende Behandlung der Frage betrachtet werden müssen.

An erster Stelle unter ihnen möchte ich hier das Schriftchen des Göttinger Religionsgelehrten Alfred Bertholet Religion und Krieg /Tübingen, Mohr/ nennen. Behandelt Bertholet das Thema mehr in Form eines allgemeinen religionswissenschaftlichen Überblicks, so erörtern es zwei andere Gelehrte, nämlich der Gießener Universitätsprofessor Hermann Gunkel (Israelitisches Helden-tum und Kriegsrömmigkeit im Alten Testament /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/) und der Leipziger Universitätsprofessor Rudolf Kittel (Das Alte Testament und unser Krieg /Leipzig, Dörffling & Franke/), unter dem besonderen Gesichtspunkt der alttestamentlichen Religiosität. In der Tat bietet ja die altjüdische Geschichte, so wie wir sie im Alten Testament geschildert finden, den geeignetsten Rahmen für eine zugleich anschauliche wie aktuelle Behandlung des Problems. Zeigt uns doch das Alte Testament den politischen Entwicklungsgang eines Volkes, das vom Stadium des schweifenden Hordentums zum Stadium höchster nationaler Kraftentfaltung aufsteigt, um dann nach schwersten politischen Schlägen zum Stadium der Eingliederung in ein höheres politisches System, das antike Imperium, zu gelangen. Betrachten wir daneben die religiöse Entwicklung des selben Volkes in ihren verschiedenen Phasen, so kann man die bemerkenswerte Tatsache feststellen, daß die entscheidende Wendung der jüdischen Religiosität: der Aufstieg von dem Gedanken der Macht zu dem der Menschheitslösung und der sozialen Gerechtigkeit, gerade in der Zeit der tiefsten politischen Demütigung erfolgt. Das Bild, das wir an der Hand des Alten Testaments von der Entstehung allgemeinmenschlicher, politischer und

religiöser Ideale erhalten, zeichnet sich durch ein intensives Ineinanderspielen der beiden Kulturelemente Religion und Politik aus (ohne daß man dabei eine kausale Bedingtheit anzunehmen braucht). Der Reiz dieses Bildes wird noch dadurch erhöht, daß es sich uns nicht nur in Form nüchtern-prosaischer Geschichtsschreibung darbietet sondern auch in poetischen Zeugnissen von unvergänglicher Schönheit. Ich will aus den beiden obengenannten Schriften nur einige wenige solcher Stellen auswählen, die geeignet sind den Entwicklungsgang religiöser Kriegsrömmigkeit zu veranschaulichen. Und damit seien dann diese aphoristischen Bemerkungen über den Gegenstand überhaupt fürs erste abgeschlossen. Das Thema selbst, dessen wissenschaftliche Behandlung, wie gesagt, in ihren Anfängen steckt, wird noch öfter und unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten in dieser Rundschau erörtert werden müssen.

Beispiel für Kriegsrömmigkeit im Zeitalter des aufstrebenden Nationalbewußtseins (2. Buch Moses, 15; Gunkel, am erwähnten Ort, Seite 33):

»Deine Rechte, Jahwe, du Kraftverherrlichter, deine Rechte, Jahwe, zerschmettert den Feind, Mit der Fülle deiner Hoheit reißt den Gegner du nieder, lässest aus deinen Grimm, der verzehrt sie wie Stoppeln.«

Beispiel für Kriegsrömmigkeit im Zeitalter nationaler Erniedrigung (44. Psalm: Kittel, am erwähnten Ort, Seite 19):

»Ja, du hast uns verstoßen und beschämt, ziehst nicht aus mit unseren Heeren; liebest uns fliehen vor unserm Feind, daß uns beraubten, die uns hassen; liebest uns aufressen wie Schafe, zerstreuest uns unter die Heiden.«

Beispiel für den Menschheitsglauben, die Universalreligion, die alle Völker als Kinder Gottes ansieht (Jesaja, 11 und 19; Gunkel, am erwähnten Ort, Seite 47 und 48):

»Dann schmieden sie ihre Schwerter zu Hacken um ihre Spieße zu Winzerstangen. Kein Volk erhebt gegen das andere das Schwert, und sie lernen nicht mehr den Krieg.

.....
An jenem Tage wird Israel sein das dritte neben Ägypten und Assur, ein Segen inmitten der Erde, die Jahwe Zebaoth segnet: Gesegnet, mein Volk Ägypten, und du Assur, Werk meiner Hände, und mein Erbe Israel.«

Altes Testament Je mehr man sich ohne irgendwelche dogmatische Voreingenommenheit mit der Bibel beschäftigt, desto deutlicher

muß einem der überragende Wert dieser Sammlung vor Augen treten. Lange Zeit hindurch hat man gefürchtet, durch die kritische Haltung, die die Religionswissenschaft gegenüber den religionsgeschichtlichen Urkunden einnimmt, könnte schließlich das Verständnis für deren positiven Gehalt gänzlich verloren gehen. Wie unbegründet diese Befürchtung gewesen ist, kommt einem deutlich zum Bewußtsein, wenn man etwa eine Schrift zur Hand nimmt wie die Hermann Gunkels *Was bleibt vom Alten Testament?* (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht), wo aus reicher Fülle des Wissens und Glaubens in kurzer, gemeinverständlicher Form eine Gegenüberstellung dessen gegeben wird, was die Textkritik der Autorität der Bibel entzogen und was sie ihr gelassen respektive wiedergegeben hat. Da werden zunächst die wichtigsten kritischen Einwände aufgezählt, die sich gegen die Überlieferungen über die Verfasser der alttestamentlichen Schriften richten: Das Buch Jesaja rührt nur zum Teil von dem alten Propheten Jesaja her. Das Buch Daniel stammt aus weit späterer Zeit als aus der des babylonischen Exils. Die Sprüche Salomons sind ebensowenig von Salomo geschrieben wie der Prediger und das Hohe Lied. Ob David auch nur einen einzigen Psalm gedichtet hat, ist fraglich. Auch die Bücher Moses' stammen nicht von Moses sondern sind eine Sammlung älterer Quellschriften, die in ganz verschiedenen Zeiten geschrieben sind; auch von diesen Quellschriften kann eine Verfasserschaft Moses' nur für ganz wenige überhaupt zur Diskussion gestellt werden. Es folgen die Bedenken gegen die »Glaubwürdigkeit« (seltene Fragestellung) vieler alttestamentlicher Erzählungen, die bekannten naturwissenschaftlichen Widerlegungen der Schöpfungsgeschichte usw., weiter die mancherlei Widersprüche, endlich sittliche Einwände (die freilich einer vertieften historischen und wahrhaft vergleichenden Prüfung schon an sich nicht standhalten). Was bleibt nun, fragt Gunkel, für uns an positiven Werten vom Alten Testament übrig? Und diese Frage sucht er in der Schrift zu beantworten.

Zunächst weist Gunkel auf den poetisch-künstlerischen Gehalt des Alten Testaments hin, auf die reiche Befruchtung, die es im Lauf der Geschichte dem künstlerischen Schaffen aller Art gegeben hat. Epik, Lyrik,

Didaktik, ja selbst Dramatik sind da in allen Spielarten vertreten. Gunkel erinnert an die vielen schönen poetischen Erzählungen wie den Kainmord, die liebliche Ruthnovelle, die großartig-feierliche Schöpfungserzählung, die tief-sinnige Paradieserzählung; dann an die dichterische Seite des Prophetentums, zum Beispiel die berühmte Schilderung Jesaias' vom Herannahen des furchtbaren Assur oder etwa seine Schilderung vom Ende der assyrischen Fremdherrschaft und vom Auftreten des Messias. Dann die Welt der alttestamentlichen Lyrik mit ihren Hymnen und Elegieen weltlicher wie geistlicher Art, an den dramatischen Gehalt des Buches Hiob, das bekanntlich Goethe zum Faustprolog angeregt hat. Wer sich für die Poesie des Alten Testaments näher interessiert, dem sei des Bonner Religionsgelehrten Eduard König vortreffliche Schrift *Die Poesie des Alten Testaments* (Leipzig, Quelle & Meyer hiermit wärmstens empfohlen.)

Vom Künstlerischen geht Gunkel zur Bedeutung des Alten Testaments als Beispiel frühentwickelter Geschichts- und Kulturgeschichtsschreibung über. Diese Geschichtsschreibung, von der uns besonders das 2. Samuelisbuch Beispiele von bewunderungswürdiger Sachlichkeit und Anschaulichkeit liefert, macht uns mit der Welt eines frühgeschichtlichen Volkes so spielend vertraut, daß sie uns besonders für die Pflege des kulturgeschichtlichen Denkens in der Schule unschätzbare Dienste leisten kann. Hier hört das Kind von den ältesten Ständen der Menschheit, von Jägern, Hirten und Bauern; hier kann es lernen, wie der Hunger die Menschen zwingt und die Geschichte in Bewegung setzt; hier sieht es aber auch, daß es im Leben eines ehrliebenden Volkes noch Größeres gibt als Essen und Trinken; hier kann man ihm zeigen, wie der Staat auf dem Schlachtfeld entsteht, und vieles andere mehr. Es würde eine unbegreifliche Verirrung sein, wenn unsere Schulen diesen wundervollen Anschauungsstoff ihren Händen entgleiten ließen.

Die Hauptbedeutung des Alten Testaments liegt jedoch auf religiösem Gebiet. Die alttestamentliche Religion ist (außer ihrer bleibenden Eigenbedeutung, die sich im Judentum manifestiert) auch die Grundlage der neuteamentlichen Religion; sie hat also einen großen Teil der Welt erobert.

einen noch größeren beeinflusst. Mögen immerhin auch andere altorientalische Religionen (besonders die synkretistischen Mysterienreligionen) von Einfluß auf die christliche Religion gewesen sein (der Einfluß des Hellenismus kommt erst von Paulus und Johannes ab in Frage); ihre Hauptgrundlage bleibt die jüdische Religion. Daher ist denn auch, ganz abgesehen von den ausdrücklichen Berufungen der neutestamentlichen Autoren auf die alttestamentlichen, aus entstehungsgeschichtlichen Gründen das Neue Testament ohne die Kenntnis des Alten einfach unverständlich. Die religiöse Bedeutung des Alten Testaments erstreckt sich jedoch nicht nur auf das Christentum sondern darüber hinaus auch auf das allgemeine Gebiet der Religionswissenschaft. Einmal wegen der ewigen religiösen Wahrheiten, die es enthält, und zweitens wegen jener Ideen, die zum mindesten als Durchgangspunkte der gesamten Religionsentwicklung einzuschätzen sind. Zur ersten Gruppe gehört der ethische Imperativ der 10 Gebote sowie der Glaube an ein göttliches Prinzip, der noch heute in jeder idealistischen Weltanschauung in irgendeiner Form wirksam ist. Zur zweiten Gruppe gehört der alttestamentliche Vergeltungsgedanke, jene ebenso wichtige wie notwendige Phase im Stufengang des Erlösungsgedankens, der übrigens gleichfalls schon im Alten Testament entstanden ist. Hat doch der Erlösungsgedanke nicht nur als soziales sondern auch als individuelles Erlebnis den Vergeltungsgedanken geradezu zur psychologischen Voraussetzung. An anderen absoluten geistigen Werten des Alten Testaments sind zu nennen: der Kampf der Propheten gegen die äußere Werkätigkeit und für die ethische Gesinnung; ihre Begründung der Forderung nach sozialer Gerechtigkeit nicht aus bloßer Zweckmäßigkeit sondern aus einem göttlichen Willen heraus; ihre ethische Beleuchtung und Bewertung der unvollkommenen bestehenden Ordnung vom Glauben an eine göttliche Ordnung der Dinge aus und damit ihre idealistische geschichtsphilosophische Betrachtung von Gegenwart und Vergangenheit. Die mythologische Naturbetrachtung, die wir im Alten Testament vorfinden, ist nicht nur an sich von gewaltiger poetischer Größe, sondern wir finden sie auch mit Leidenschaft vom religiösen Bewußtsein der jüdischen Volks-

seele und der Propheten erfaßt und mit einem Grad von Sicherheit und Deutlichkeit von ihnen erlebt, daß es uns, wenn wir die Äußerungen dieses Glaubens in Wort und Tat auf uns wirken lassen, wie von dunkler, sehnsuchtsvoller Ahnung, wie von leidenschaftlichem Wunsch nach einem ähnlich starken Glauben ergreifen möchte.

Mit diesem starken Glauben hängt auch die Fülle überragender Führerpersönlichkeiten in der altjüdischen Religionsgeschichte eng zusammen. Moses, Elia, Amos, Hosea, Jesaja, Jeremia, Hesekiel: welche Fülle geistigen Heroentums verkörpert sich in ihnen! Geistvoll bemerkt Gunkel, daß das jüdische Volk, wenn man es mit anderen alten Kulturvölkern wie den Ägyptern und Assyrobabyloniern vergleicht, zwar verhältnismäßig arm an Schätzen technisch-materieller Kultur erscheint, dafür aber um so reicher an Schätzen geistiger Kultur, vor allem an Persönlichkeiten, die vor Gott ein eigenes Leben geführt haben.

Und dies ist der Punkt, der uns das Alte Testament in der Gegenwart innerlich vielleicht am nächsten bringen kann: »Man hört gegenwärtig laut und lauter die Klage, daß die Persönlichkeiten, die das idealistische Zeitalter in so reicher Fülle erzeugt hat, auszusterben beginnen, und daß es selbständigen Männern immer schwerer wird sich in dem ungeheuren, alles vereinerleiidenden Getriebe zu behaupten. Sollte unserm geistigen Leben nicht ein Schuß altisraelitischen Geistes guttun? Ja, würden die Propheten wach!«

Christentum und Kulturzoologie

In unserer Zeit der naturwissenschaftlichen Bildung kann gar nicht Mühe genug darauf verwendet werden der Aufklärung da ein Halt zuzurufen, wo sie in offenerer Überschätzung ihres eigenen Wertes darangeht den unverlierbaren positiven Gehalt der überkommenen großen Religionen in Frage zu stellen und an ihre Stelle ein Zerrbild von Religion zu setzen, das, sollte es allgemeine Anschauung werden, die Menschheit in einen Zustand von religiöser und moralischer Barbarei zurückversetzen würde, gegen den die sogenannte Barbarei der Naturvölker geradezu einen Idealzustand darstellte. Oder ist jene latente Anarchie, in der sich das Geistesleben der Gegenwart befindet, nicht in erster Linie eine Frucht jener pseudo-religiösen Aufklärung, die unter dem

Vorwand der Wissenschaftlichkeit Gedanken und Schlagworte, die auf naturwissenschaftlichem Gebiet ihre Berechtigung haben mögen (Auslese durch physischen Gewaltkampf, Recht des Stärkeren, freie Entfaltung aller Kräfte und anderes mehr), auf das Gebiet des Kulturlebens zu übertragen gesucht hat? Es ist sehr zu begrüßen, daß jetzt eine so hochgesinnte und fein empfindende Künstlerin wie Ricarda Huch jener kulturzoologischen Richtung eine Zurechtweisung hat zuteil werden lassen. Sie hat das in einem Artikel der Neuen Rundschau (1916 II, Seite 1690 ff.) getan, an dem freilich die Überschrift Das Christentum und Nietzsche nicht glücklich gewählt ist, da sein Inhalt nicht so sehr Nietzsche als vielmehr den *Nietzscheanismus* Ernst Horneffers trifft. Den Anlaß zu ihrer Polemik gibt der Verfasserin von Luthers Glaube ein Büchlein Horneffers, das (bezeichnenderweise) den Titel Vom starken Leben trägt (Leipzig, A. Kröner). Nicht mit Unrecht wirft Ricarda Huch Horneffer vor, daß seine Methode darin bestehe dem Christentum erst ein verkehrtes Glaubenssystem »einzuschwärzen« und es dann angeblich im Namen einer neuen Weltanschauung, in Wirklichkeit aber mit Gedanken, die dem Christentum selbst entnommen sind, zu bekämpfen. Der in Horneffers Darlegungen immer wiederkehrende Einwand gegen das Christentum als Religion besteht darin, daß das Christentum im Individuum das Bewußtsein einer aus eigener Kraft schaffenden und darum freien und stolzen Persönlichkeit nicht aufkommen lasse. Muß die Vorstellung von Gott als dem vollkommenen Sein, als dem Richter, auf dessen Gnade der Mensch angewiesen ist, nicht lähmend auf sein Persönlichkeitsbewußtsein wirken?, fragt Horneffer. Soll sich nicht vielmehr der Mensch, um auf eigenen Füßen stehen zu können, mit aller Macht seiner Seele selbst als Schöpfer fühlen dürfen? Hebt das christliche Gebot der Nächstenliebe nicht die Möglichkeit jeder Eigenliebe auf, bricht sie nicht jedes Persönlichkeitsbewußtsein? Nimmt die Vorstellung von Gott als dem vollkommenen Sein nicht diesem unvollkommenen Menschenleben jeden Eigenwert? Muß, wer Gott tief empfindet, nicht notwendig sich selbst hassen? Gilt dem Christentum nicht von vornherein jeder als rettungslos verloren, der auch auf eigene Kraft bauen möchte? Fehlt es daher dem Christentum nicht gänz-

lich an jener hinreißenden Kraft, die allein den Menschen zu dem Vollgefühl seiner Bestimmung, die in der schaffenden, schöpferischen Tat zu suchen ist, emporführt? Muß daher das göttliche Prinzip nicht dem Menschen, sofern er ein unvollkommenes, aber aufstrebendes, werdendes Wesen ist, Rechnung tragen, muß es nicht als etwas Lebendiges, Menschenähnliches, Kraft-, Sieg-, aber auch Not- und Schuld erfülltes gedacht werden?

Ricarda Huch antwortet auf diese Fragen mit folgenden Gegenfragen: Hängen Geburt, Tod, Begabung, Begeisterung, Schaffenskraft nur von uns ab und nicht vielmehr von der göttlichen Gnade, und macht uns nicht gerade der Glaube an diese Gnade stark in der Persönlichkeit und stark im Kampf gegen die Welt? Hängen Genialität und Schaffenskraft nur vom ermunternden Zuruf oder nur vom Willen ab und nicht vielmehr von dem Glauben an die eigene, göttliche Begabung? Ist es nicht gerade höchste Weisheit das Christentums, daß es vor der Überspannung der eigenen Kraft, vor einem krankhaft überspannten Persönlichkeitsbewußtsein warnt? Macht das Christentum in dem bekannten Spruch nicht ausdrücklich die Eigenliebe zum Maß für die Nächstenliebe? Weshalb soll die Vorstellung von der göttlichen Vollkommenheit lähmend auf den Menschen wirken, da doch Gott die Güte und Liebe selbst ist? Heißt freiwillige Hingabe an Gottes Willen. Hingabe aus Liebe und Demut so viel wie Brechung der religiösen Persönlichkeit? Macht nicht gerade dieses Gefühl unbedingter Hingabe an Gottes Willen stark und furchtlos im Kampf gegen die Welt? Zeugt das Auftreten Paulus' oder Luthers von mangelndem Persönlichkeitsbewußtsein? Ist Christentum gleichbedeutend mit Anachoretentum? Ist Demut gegen Gott nicht etwas Selbstverständliches? Sollen wir uns selbst anbeten? Wie soll es Aufgabe der Religion sein stolz zu machen? Will Religion nicht gerade den Menschen vor lächerlichem, überspanntem Stolz bewahren? Wird beim gläubigen Christen die Kraft, die er als göttliche Begabung in sich fühlt, nicht gerade zu seiner eigenen, mithin zu einem Antrieb für sein Persönlichkeitsgefühl? Ist Christus nicht das Urbild des schönsten Genuß verachtenden, schöpferischen Tatmenschen? Erscheint Gott in der Bibel nicht gerade durch den Erlösungsgedanken als schaffende, werdende geistig-

sittliche Kraft? Ist Gott nicht unser Vater? Sind wir nicht Christi Brüder? Hat Gott nicht den Menschen ihm zum Bilde geschaffen? Nein, je natürlicher, ursprünglicher der Mensch, desto mehr ist er geneigt alles gewaltsam beiseite zu schieben, was der Ausbreitung seiner eigenen Sphäre im Weg steht. Die natürliche Selbstsucht muß immer durch Gesetz und Liebe beschränkt werden. Wenn die Religion wirklich ihre Aufgabe die Menschen zu stärken und zu beglücken nicht mehr erfüllt, so liegt dies nicht an dieser Religion sondern daran, daß den Menschen heute die Kraft zum Glauben abhanden gekommen ist. Will man ihn erleben, so suche man ihn in der Vergangenheit. Das Nachlassen des Glaubens in der Gegenwart ist eine Alterserscheinung unserer Kultur. Um wieder zum Glauben zu gelangen, müßten wir uns wieder verjüngen können. Aber die Jugend kommt nicht einfach dadurch wieder, daß man wünscht, sie möchte wiederkehren. Vielleicht kommt sie durch Ereignisse wieder, die die Menschen zu vereinfachter Lebensweise, zur Arbeit im Schweiß ihres Angesichts zwingen. Solche Ereignisse kann aber wiederum nicht menschliche Kraft, sondern nur göttliche Gnade herbeiführen, die ewige Schaffenskraft, die die vergängliche Natur wieder ergreifen will. Die mißverständliche Auffassung des Christentums, meint Ricarda Huch, sei jetzt allgemein, aber gerade deswegen, weil uns das fehle, was Horneffer verlangt, nämlich das starke Leben. So Ricarda Huch kontra Ernst Horneffer. Uns allen aber, insbesondere den Lesern dieser Rundschau, mögen fest die folgenden Worte von ihr eingehämmert sein, die sich auch die moderne Religionswissenschaft hie und da nicht ohne Nutzen wird vergegenwärtigen dürfen: »Von Menschen, die mit so viel Eifer indische, chinesische und hottentottische Religionen studieren, darf man verlangen, daß sie sich auch mit ihrem eigenen Glauben bekannt machen, bevor sie ihn bekämpfen.«

Kurze Chronik Der Privatdozent für christliche Archäologie an der Universität Bonn Franz Dibelius ist auf dem Schlachtfeld gefallen. ◊ Der außerordentliche Professor der Theologie an der Leipziger Universität Georg Schneidermann ist in seinem 65. Lebensjahr gestorben. ◊ Die Berliner Theologische Fakultät

hat für das Jahr 1916-1917 folgende Preisaufgaben gestellt: 1. »Luthers Psalmenvorlesung soll mit Augustins Psalmekommentar verglichen und das Verhältnis Luthers zu Augustin danach festgestellt werden.« 2. »Die Frage, ob und inwiefern sich die Grundsätze der Bergpredigt auch auf die soziale Ethik und die Völkerethik anwenden lassen, soll unter Berücksichtigung der Kriegsliteratur untersucht werden.« Außerdem wiederholte die Fakultät die beiden früher gestellten Aufgaben: 1. »Wie ist der in Psalmen ausgesprochene Gedanke der Gottesgemeinschaft des einzelnen Frommen zu verstehen, und wie ist er im Verlauf der alttestamentlichen Religionsgeschichte entstanden?« 2. »Die Bezeichnungen für den Willen und das Willensleben des Paulus sind nach Herkunft und Sinn sowie in ihrer Bedeutung für seine Theologie und Anthropologie zu untersuchen.« ◊ Als Ordinarius für neutestamentliche Exegese wurde Johann von Belser an die Universität Tübingen berufen. ◊ Zu Anfang des laufenden Semesters haben sich folgende Religionsgelehrte habilitiert: Baumgarten in Marburg (Altes Testament), Herrmann in Göttingen (systematische Theologie), Walde in Greifswald (alttestamentliche Exegese).

Literatur Aus der reichhaltig vorliegenden religionswissenschaftlichen Literatur der letzten Zeit seien zunächst nur einige Werke herausgegriffen, die für den in dieser Rundschau behandelten Punkt Alttestamentliche Forschung und für das Wesen der jüdischen Religiosität im weiteren Sinn von Bedeutung sind. Das eine ist das ausgezeichnete Werk Bernhard Duhms Israels Propheten, das als 26. Band der von H. Weinel herausgegebenen Bücherfolge Lebensfragen / Tübingen, Mohr / erschienen ist. Das Buch greift bis auf die vorzeitlichen Anfänge der alten jüdischen Religion zurück und führt bis in die Zeit der Makkabäer. Sein Studium ist auf das angelegentlichste zu empfehlen.

KUNST

Dichtkunst / August Döppner

Drama Die junge dramatische Produktion zeigt keinen einheitlichen Stil. Alle Formen des letzten Jahrzehnts spuken. Auch die Themen wirbeln durchein-

ander. Vielleicht läßt sich wirklich daraus der Schluß ziehen, daß wir uns in einer literarischen Vorbereitungszeit befinden. Doch darf man dies keineswegs so auffassen, als müsse die neue Periode einen neuen Stil voraussetzen. Es wird sich vielmehr um einen neuen Inhalt handeln.

Der (so unösterreichische) Österreicher Anton Wildgans ist ein Dichter von innerm Schwung und vor allem einer, der den Problemen nicht aus dem Weg geht. Es ging mir mit seinen beiden Tragödien Armut und Liebe /Leipzig, Staackmann/ absonderlich. Ich las sie einmal, und sie erschienen mir wortreich, mitunter sogar epigonenhaft, so daß sich mir die Formel aufdrängen wollte: Wildgans ist, alles in allem, kein Eigener. Ich las dann in beiden Büchern ein zweitesmal und hörte ein so starkes Geläut des Mitleids aus ihnen, ein so wissendes Beklagen des Allzumenschlichen in uns und unbeirrbares Vertrauen in den Auftrieb unserer Sehnsucht, wie es nur aus eigenstem Wesen hervorbrechen kann. Es liegt wohl so: Alle diese Gestalten und Fragen sind nicht neu, auch ihre Antworten sind es nicht; Fragmente der letzten beiden Jahrzehnte tauchen auf und sind oft nicht wegzubannen; freilich von den besten: Strindberg, Hauptmann, Tolstoj, Ibsen. Plötzlich spürt man Herzblut und weiß sich von einem Wollen über verhältnismäßig gleichgültige Gestaltungsschwächen hinweg direkt und stark erschüttert. Armut: Der kleine Postbeamte, der sonntags spazieren geht und seinen Sohn aufs Gymnasium schickt, aber doch, als er einget, seiner Frau manches schuldig geblieben« ist; diese Frau, die über den Pflichten sehr früh häßlich und hart geworden ist; der Sohn, hagerer, verhungertes Gymnasiast mit Kropf, Dichterseele und der Erkenntnis: »Alles ist anders, wenn es uns Armen begegnet, Labsal den anderen, an unseren Lippen wird Bitternis.« Geschmeide wird Hurenlohn, Liebe wird Schande, Kinder werden Hunger. Liebe: Das erotische Problem der Ehe. Die Spannungslosigkeit der Gatten gegen einander nach 9 Jahren, bei zunehmender Sehnsucht nach Rausch. »Es bleibt uns kein anderer Ausweg vielleicht als Verzichten und Schweigengebieten unbändigem Trieb und, in Sehnsucht uns ühend, einzig und heilig sein.« Wildgans nennt das einen »Ausweg«. In Armut gab er dem jungen Menschen große Macht des Gemüts und der Phantasie.

Und dann: »Vielleicht, daß einer dann ist — ob Mensch, ob Dichter, ob Heiland . . . die Reumütigen [Reichen] führt er zu liebreichem Werk.« Von Strindbergscher Größe fast (natürlich nur als Teil dessen, was bei jenem Einzigem zu gewaltiger Totalität kam) ist die Szene in der Pension der Madame Charlotte; da ist ein Greis mit der Brunst nach einer 17jährigen Kokotte und fast dem Glauben an Abisag von Sunem.

Ein Eigener der Zukunft ist Walter Hasenclever. Sein Drama Der Sohn /Leipzig, Kurt Wolff/, das vor unverständiger Zensur verboten wurde, ist, abgesehen von der mißglückten, zu kindlich gesehene Figur des Vaters, ein Erweis echten Geistes. Erstens soll das Stück gelobt sein als schillerisch überbrausend (was auch die Tagespresse herausfand); ferner soll hingedeutet werden, daß sein eigentlicher Inhalt gleich ist mit dem, der die jungen Leute erfüllte, die sich um die zensurverbotene Zeitschrift Der Aufbruch scharten. Es hieß in einem Aufsatz dort etwa so: Die wahre Humanität kann nur von sehr jungen Menschen geschaffen werden, weil nur diese noch außerhalb des sozialen Klassifizierungsprozesses stehen können. Ich weiß nicht, ob Hasenclever damit einverstanden sein wird, wenn ich seinen Vater in diesem Sinn verstehe. Weil in meinen Adern Blut des Geschändeten aus der Knechtschaft brennt, deshalb werde ich in Kraft aufstehen zum Kampf gegen alle Kerker der Erde. Viele Unarten sind in dem Buch, manches rhetorische Pathos. Auch das wird überwunden sein, sobald der Dichter deutlich erkannt hat, daß sein Kampf für die Jungen zu einem Kampf für den ewigen Geist, für die Anerkennung des Schöpferprinzips abseits aller Bürgerlichkeit zu werden hat.

Ein sehr seltsames Buch hat Paul Kornfeld geschaffen: Die Verführung, eine Tragödie /Berlin, S. Fischer. Man kann es in der Art neben Molière stellen. Der Verfasser sagt in einem Nachwort zur Rechtfertigung seines Stils: »Der Schauspieler in diesem Stück . . . wage es groß die Arme auszubreiten und an einer sich aufschwingenden Stelle so zu sprechen, wie er es niemals im Leben täte. . . Er schäme sich nicht, daß er spielt, er verleugne das Theater nicht und soll nicht eine Wirklichkeit vorzutauschen suchen, die ihm einerseits nie voll gelingen könnte

die andererseits aber auch nur dann aufs Theater zu stellen wäre, wenn die dramatische Kunst sich so heruntergebracht hätte nur eine mehr oder weniger gelungene und sei es mit Empfindungen sei es mit moralischen Forderungen sei es mit Aphorismen durchtränkte Imitation der körperlichen Realität und der Psyche des Alltags zu sein.« Diese Rechtfertigung spricht wichtige Forderungen für Produktion und Reproduktion der Bühne aus. Der Realismus sei gesegnet, daß er uns die Unwahrheit der vorrealistischen Jahrzehnte weggebizt und uns sehen gelehrt hat. Jetzt können wir über ihn hinaus (deshalb noch lange nicht ohne ihn) wieder seelisch tendenziös sein, in großer, freilich ganz innerlicher, Geste. Das Thema Kornfelds ist der seltene Herr Bitterlich, ein Bitterlich aus Lebensbejahung. Gleich zu Beginn erwürgt er ohne jeden Anlaß einen Menschen, der die Marke Wir alle trägt: Ich sehe ihn zum erstenmal — und habe ihn schon tausendmal gesehen! Er bevölkert doch die Welt!« Hier ist nicht der Raum auch nur andeutungsweise auf die tausend Freuden dieser in hohem Verstand geistvollen Arbeit einzugehen. Sie wird, im Molièrestil gespielt, über alle Bühnen Deutschlands wandern, sobald sie nur erst von einer entdeckt worden ist. Ein Buch von ähnlichem Stil ist das in rasendem Tempo ablaufende Drama Georg Kaisers Von morgens bis mitternachts /Berlin, S. Fischer/. Ein Kassierer in geordneten Familien- und sonstigen Verhältnissen der Kleinstadt wird durch den Anblick einer Dame aus der Welt innerhalb 5 Minuten zu dem Entschluß und der Tat gedrängt mit einigen 60 000 Mark durchzugehen und sich voll Alltagsekel in die Welt zu stürzen. Seine Erlebnisse: ein Sechstagerrennen und eine Pierrette mit einem Holzbein, schließlich eine Heilsarmee, die sich auseinanderprügelt, als er seine Tausende unter sie wirft. Mit Kornfeld verglichen sind Albert Steffen mit den Dramen Der Auszug aus Ägypten und Die Manichäer /Berlin, S. Fischer/ und Johannes Sorge, der auf dem Schlachtfeld fiel, mit König David /Berlin, S. Fischer/ fast epigonenhaft zu nennen. Mit diesem Urteil sollen viele schöne, eigene Klänge bei beiden Autoren nicht übersehen sein. Wer die alte Zeit herausgräbt, hat dies so zu tun, daß sie der modernen ein tiefer Spiegel voll ge-

schafter Antwort ist. Steffen läßt in der Gattin des Pharaos das junge, neue Prinzip der Liebe gegen den finsternen Haß des Pharaos (mehr noch: das Leben gegen den Tod) kämpfen. Pharaos Sieg geht unter im Roten Meer und in der Zukunft des ausziehenden Volkes Israel. Künstlerisch steht Sorges König David höher. Doch wird dem Bild des jüdischen Königs kaum ein neuer Zug gegeben. (Wann wird Beer-Hofmanns Historie vom König David erscheinen, von der der Fischersche Almanach Das 25. Jahr schon vor 5 Jahren 2 wundervolle Strophen brachte?)

Das neue Bühnenwerk Wilhelm Schmidtbonnns ist ein Wiedertäuferspiel und heißt Die Stadt der Besessenen /Berlin, Fleischel/. Schmidtbonn ist wieder der warmherzige Künstler voll bewußter Lust an der bunten, blutvollen Welt, die er nur etwas zu farbenfroh sehen will. Das Element, das ihm die Triebkraft der Wiedertäuferbewegung in ihrem Münsterschen Abzweiger und seinem Führer, dem Schneider und Hurenwirt Jan, ist, heißt Freude. Es ist gut, daß er die Schönheit der Freude gibt: »Diese große Schöne — wer ist sie? Ich habe sie nie gesehen. Sieh, wie sie sich im Laufen die Kleider vom Leib reißt. Alle, alle — wie herrlich eure berauschten Gesichter! Kraft der Männer, sie tragen die Frauen. Ihr Atem keucht. Du da — wie schön gehst du mit aufgetanen Augen, allein, langsam, trägst deine aufrechten Brüste in den Händen. . . Welch eine Kühnheit der Welt!« Und alle Orgien der Menschen in Münster sind aus ihrer Sehnsucht nach Freude geboren, die Jan von Leyden entdeckte, die eine ganze Stadt anerkannte, die aber im Irdischen keine Gefilde findet. »Nicht niedrig — nur ungewohnt des neuen Lebens, verworren im neuen Maß«, das ist Jans Glaube bis zuletzt. Schöne und starke Gestalten sind Wandscher und Divara. Der Dramatiker Schmidtbonn hat mit diesem Spiel nicht wenig gegeben. Und doch wird man die Empfindung nicht los, daß dieses Spiel mit der Kraft, diese ganze laute Art mehr vom Verstand gewollt ist, nicht aus dem gütig-stillen Wesen des Dichters der Uferleute und der Raben stammt.

Erzählung Der jüngste Tag: so nennt der Verlag Kurt Wolff in Leipzig eine Sammlung von Werken junger Autoren, die be-

achtet werden müssen. Zum größten Teil gehen sie einig mit den Expressionisten, auf die in dieser Rundschau (1916 III, Seite 1336 ff.) bereits hingewiesen wurde. Aber Name und Art dieser langen Reihe junger Autoren ist doch recht verschieden. Sie sind nur unter einem Titel gebracht worden, der ja auch weit genug gefaßt ist. Von Carl Sternheim erschienen in dieser Sammlung die 3 Studien Napoleon, Schuhlin und Busekow. Diese Studien, deren jede den geistigen Umfang eines Romans hat, zeigen eine knappe, eindringende Art, und in guter Form. Sehr fein hebt sich auch das Fragment Der Heizer von Franz Kafka heraus. Berthold Viertel (Die Spur) ist etwas, ohne vorläufig viel zu sein. Käsimir Edschmid (Das rasende Leben) hat die Rhetorik nicht vermieden (»Er fühlte sich von heißester Erregung in starre Kälte geschleudert und dann von einer beißenden Hitze entgegengeworfen«), und es ist fraglich, ob er es so sehr ernst meinte. Ferner sind unter anderm vertreten: René Schickele (Aïssé), Ferdinand Hardekopf (Der Abend), Leo Matthias (Der jüngste Tag). Im Zusammenhang mit anderen Arbeiten dieser Autoren wird von ihnen gelegentlich Bericht gegeben werden. Harmlose Spielerei gestatteten sich Leo Perutz und Paul Frank mit der Erzählung Das Mangobaumwunder /München, Langen/. Der indische Gärtner eines Europäers läßt auf Geheiß an seinem Herrn und dessen Tochter die Fakirfähigkeit spielen: organisches Leben durch seinen Willen in schnelleres Wachstum zu versetzen. Nach wenigen Minuten ist der in bester Blüte stehende Mann ein Greis, sein Kind eine junge Dame, ein Mangobaum aus dem Treibhaus ein üppiger Urwald. Dann die Angst um die Rückverwandlung, bis schließlich alles gut ausgeht. Das Ganze unterhält den Leser ohne Zweifel recht angenehm. Soll man aber Ideen dieser Art so platt schlagen? (Es gibt jetzt manche, die den Orient so in einer Schaubude zur Belustigung der Europäer vorführen wollen. Doch schämt man sich fast Europäer zu sein, wenn man im Wintergarten die vornehmfeinen chinesischen Jongleure sieht.) Im gleichen Verlag gibt Leo Perutz ferner eine abenteuerliche Geschichte Die dritte Kugel heraus. Cortez, die Zerstörung von Mexico, heißt das Milieu dieses künstlerisch starken Buches, das,

obgleich es auch diese Forderung erfüllt, weit mehr als ein Unterhaltungsroman ist.

Ein beachtenswerter Kopf ist Erich Wulffen. Dieser grübelnde Kriminalist ist kein Stilkünstler und gewiß kein Dichter, doch ein tiefgrabender Psychologe und ein Mann, der manchem Ding hinter die Kulisse geschaut hat. In dem Buch Der Mann mit den sieben Masken, Dresden, Reißner führt er den Satz Hochstapler-Schauspieler-Dichter-Personifikation des Lebenshungers an einem Beispiel vor. Das Buch hat nicht geringen philosophischen, wissenschaftlichen und auch, wenn man seine seelische Schwungkraft beachtet, künstlerischen Wert.

Kurze Chronik Der Ire T. M. Kettle, ein Schwager des bekannten Skeffington, der bei der Unterdrückung des Aufstands erschossen wurde, ist als englischer Soldat gefallen. Er hatte sich in seiner Heimat als Schriftsteller einen guten Namen gemacht. ◊ In Köln ist am 7. Dezember der Romanschriftsteller, Verfasser von Theaterstücken und Kritiker Emil Kaiser gestorben. Am bekanntesten wurden seine Romane Die Alten und die Jungen und Ines. ◊ Der sehr bekannte und geschätzte amerikanische Verfasser sozial interessierter Romane Jack London ist in Californien gestorben. Er hat ein abenteuerliches Leben hinter sich. Im russisch-japanischen Krieg war er Kriegsberichterstatler. ◊ Mitte Januar starb Jakob Knudsen in seinem 59. Lebensjahr. Er nahm in der dänischen Literatur eine besondere Stellung ein. Er war leidenschaftlicher Realist und strenger Ethiker. ◊ In Hohenaschau (Oberbayern) starb am 22. Januar Wilhelmine von Hillern, 81 Jahre alt. Sie war die Tochter der Birch-Pfeiffer und ist als Unterhaltungsschriftstellerin der alten Schule in ganz Deutschland bekannt. Ihren Roman Die Geierwally haben wohl die meisten aus der vorigen Generation gelesen; auch ist er dramatisiert über alle deutschen Bühnen gegangen. ◊ Am 13. Dezember starb in Berlin Eugen Reichel im Alter von 63 Jahren. Mit seiner 2bändigen Gottschedbiographie hatte er eine literarische Ehrenrettung Gottscheds übernommen. ◊ In Bordeaux starb der Literaturhistoriker und Ästhetiker Paul Stapfer, 77 Jahre alt. Er war seit 1876 Professor der

Literaturgeschichte, zuerst in Grenoble, dann in Bordeaux. Im Jahr 1898 wurde er wegen seines entschiedenen Eintretens für Dreyfus verabschiedet. Er hat über Montaigne, Molière, Shakespeare, Goethe, Sterne geistvolle Studien veröffentlicht. \diamond Der Mitherausgeber der Jahresberichte der neuern deutschen Literaturgeschichte und Feuilletonredakteur der Königsberger Allgemeinen Zeitung Franz Deibel ist, 38 Jahre alt, Mitte Januar in Königsberg gestorben. Er hat unter anderm sorgfältige Wieland- und Mörrikeausgaben veranstaltet. \diamond Im Archiv des russischen Zensurkomitees ist eine unbekannte Novelle Gogols aufgefunden worden, die dort im Zensurabdruck seit 1834 vergraben lag. Der blutige Pandorenspieler, so heißt die Novelle, war bereits vor Taras Bulba geschrieben. \diamond In London wurde eine Shakespeareausstellung eröffnet, von einer Vollständigkeit wie nie eine zuvor.

KULTUR

Kolonisation / Herman Kranold

Sibirien
Im Jahr 1914 hat der ehemalige russische Landwirtschaftsminister Kriwoschein eine Übersicht über die Arbeiten der Hauptverwaltung für Landeinrichtung und Ackerbau 1909 bis 1913 gegeben, die jetzt bei Kiepenheuer in Weimar deutsch erschienen ist. Die große russische Agrarreform ist auch koloniasatorisch besonders dadurch von hohem Interesse, daß sie systematisch zu einer mit staatlichen Mitteln betriebenen Übersiedelung überzähliger Bauern, hauptsächlich aus dem mit Menschen stark überfluteten Gebiet der Schwarzen Erde, nach Sibirien nötigte. Nach Kriwoscheins Denkschrift wurden zu diesem Zweck im Jahr 1908 19,2 Millionen Rubel ausgegeben, während der Voranschlag für 1914 bereits 30,2 Millionen Rubel dafür vorsah. Als engeres Ziel der Regierungsmaßnahmen bezeichnet die Denkschrift »nicht den Abfluß einer möglichst großen Zahl aus der Ackerbau- und Arbeiterbevölkerung sondern die feste Fundierung der nach den Grenzgebieten, den Reichsgrenzen, natürlich hinströmenden Woge russischer Leute, die hier neues Land besetzen und bearbeiten«. Bevorzugt sind die noch sehr menschenleeren östlichen Rayons (Irkutsk und Jenisseisk) und Turkestan; nach dem dichter besetzten Westsibirien hat die Wanderung abgenommen. Die

Zahl der Übersiedelungen betrug im Berichtsjahr fünf etwa 2,1 Millionen Köpfe, denen ungefähr 200 000 Rückwanderer gegenüberstehen. Das Tempo beider Bewegungen hat abgenommen, einmal weil die Fortschritte der Agrarreform in Rußland den Anreiz zur Auswanderung zu mindern begannen, dann wegen der wiederholten schlechten Ernte in Sibirien bei gleichzeitig guten Ernten in Rußland und schließlich, weil sich zeitweilig der Vorrat siedelungsreif vorbereiteter Ländereien in Sibirien fast erschöpft hatte. »Der an die sibirische Bahn grenzende Streifen ist bereits besiedelt; mit jedem Jahre muß man jetzt in schwierigere und von der Eisenbahn entferntere Gegenden übersiedeln. . . Auch die Ländereien auf dem Altai sind verteilt.« Endlich war die Übersiedelungsbewegung der Jahre 1907 und 1908 deshalb so abnorm hoch, weil in den vorhergehenden Kriegsjahren 1904 bis 1906 eine Auswanderung nicht hatte stattfinden können. Jetzt konnte man auch alle die ansiedeln, die in diesen beiden Jahren der Wanderungshochkonjunktur zunächst ohne Land geblieben waren. Seit 1905 sind etwa 3 Millionen Bauern angesiedelt (in den 3 Jahrhunderten vorher etwa 4½ Millionen), davon 350 000 Familien mit 2 Millionen Seelen seit 1909. Hand in Hand mit den für die Ansiedlung notwendigen Arbeiten ging die Agrarreform in Sibirien. Etwa 6½ Millionen Hektar Nadjel-(Allmende-)land sind in den 5 Jahren in Privatbesitzparzellen aufgeteilt worden. 60 000 Kirgisenfamilien, die bisher nomadisiereten, wurden sesshaft gemacht. Der verfügbare Landvorrat (der allerdings erst vorbereitet werden muß) beträgt, soweit darüber bis jetzt sichere Angaben vorliegen, etwa 49 Millionen Hektar. Wichtiger aber als diese Einzelfrage ist die der allgemeinen Vorbereitung für die Übersiedelung. Neubau von Eisenbahnen, Verbilligung der Frachtsätze, Schutzzölle gegen die Einfuhr billigen Getreides aus der Mandchurei werden die Benutzung immer neuer Flächen rentabel machen, und die gleiche Wirkung muß durch die Entstehung neuer Städte und das Wachstum der schon vorhandenen erzeugt werden. Im ganzen äußert sich diese Denkschrift optimistisch. Ihr Verfasser ist einer jener russischen Beamten, die schon früh die Ansicht gewonnen und mit aller Energie (wenn auch leider vergeblich) verfochten haben, daß eine deutschfeindliche Haltung für Rußland ein

Wahnsinn sei und das Land um jeden Preis Frieden halten müßte, wenn das große Erneuerungsprogramm Wittes und Stolypins, Kokowzows und Kriwoschens nicht Stückwerk bleiben sollte. Die sibirischen Bauern haben nun ihr Blut in Strömen in Galizien, Polen und Kurdistan vergossen. Durch schlechte Bestellung des Landes und Mißwachs wurde den jungen Kolonisten in Nordasien schwerer Schaden zugefügt. Alles dies muß nun nach dem Krieg in verdoppelter Kolonisationsarbeit wieder gutgemacht werden, wenn das »Zukunftsländ«, wie Fridtjof Nansens Sibirien genannt hat (siehe diese Rundschau, 1916 I, Seite 67), seine Bestimmung erfüllen soll. Daß die Russen kolonisieren können, haben sie in Zentralasien bewiesen. Es wäre zu wünschen, daß eine produktive Politik ihnen solche Arbeit in Sibirien ermöglicht.

Alaska

Die amerikanische Kolonie Alaska, über deren Entwicklung in dieser Rundschau (1915 I, Seite 470 f.) schon früher berichtet wurde, ist gegenwärtig wieder Gegenstand einer energischen, von den Amtsstellen der Vereinigten Staaten ausgehenden Ansiedlungspropaganda. Die Lage des Landes, das den canadischen Halbkontinent flankiert, an der der englischen Flotte abgekehrten Seite, macht es zu einer sehr wirksamen Friedensgarantie für die Vereinigten Staaten, sobald es gelingt es dichter zu besiedeln und es dadurch zur militärischen Basis geeigneter zu machen. Wie weit das möglich sein wird, hängt freilich von der Kolonisierbarkeit des Landes ganz wesentlich ab. Allmählich gewinnt man darüber ein bestimmteres Urteil, da sich, nicht zuletzt infolge der emsigen Tätigkeit des amerikanischen Landwirtschaftsamts, die Kenntnis des Landes immer mehr ausbreitet. Aus der neuesten amtlichen Darstellung des Gegenstands (C. C. Georgeson, Information for Prospective Settlers in Alaska Washington, Government Printing Office/) entnehme ich die folgenden interessanten Tatsachen.

Im allgemeinen sind in Alaska 2 verschiedene klimatische Zonen zu unterscheiden, die durch die der Küste parallel laufende Gebirgskette von einander getrennt werden. Die seewärts gelegene Region hat relativ milde Winter, kühle Sommer, reichliche Beregnung, all dies dank dem Einfluß des Ozeans. Das landeinwärts gelegene Ge-

biet dagegen besitzt kontinentales Klima: kalte Winter, heiße Sommer, geringen Regenfall. Am geeignetsten für landwirtschaftlichen Betrieb sind die Küstenklimagebiete, die jedoch an Ausdehnung im Vergleich zu den Festlandsklimagebieten sehr gering sind. Dazu kommt, daß im Innern noch sehr wenig Verkehrsmittel vorhanden sind, so ist das für die Landwirtschaft geeignetste, etwa $\frac{1}{4}$ Million Hektar umfassende Gebiet am Fortymilefluß noch ohne jede nennenswerte Verkehrsmöglichkeit mit dem Innern des Landes und kann deshalb für eine Besiedelung nicht in Frage kommen. Die landwirtschaftlich brauchbare Küstenregion dagegen zerteilt sich, da sie durchweg völlig gebirgigen Charakter trägt, in 100 sehr schmale Talsäume an den Ufern der zahllosen Fjorde, die das Land wild zerschneiden, so daß auch hier die Besiedelungsmöglichkeiten verhältnismäßig gering und die natürlichen Vorbedingungen für die Schaffung ausreichender Verkehrsmittel recht ungünstig sind. Im ganzen rechnet man für Alaska auf 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Hektar landwirtschaftlich nutzbaren Landes (davon jedoch mindestens die Hälfte nur zur Weide geeignet). Dazu kommt in einzelnen Landesteilen ein ziemlich bedeutender Reichtum an billigen Hölzern (hauptsächlich Brennholz, hie und da aber auch Nutzhölzer). Der Boden ist im allgemeinen nicht schlecht, stellenweise sehr gut. Natürlich legt das Klima dem Pflanzenbau gewisse Schranken auf. Mais zum Beispiel kann nicht angebaut werden; da, wo die Vegetationsperiode lang genug ist (an der Küste), wird es zum Maisbau nicht heiß genug, und im Innern vernichten Dürre und frühe Fröste regelmäßig die Kulturen, ehe sie schnittreif sind. Ähnlich steht es mit Weizen, wenn auch an einzelnen landwirtschaftlichen Versuchsstationen zuweilen einmal eine Aussaat Sommerweizen zur Reife gelangt ist. Dagegen können frühreife Gerstensorten überall angebaut werden, ebenso, wenn auch mit etwas weniger sicherem Erfolg (wegen der etwa um 2 Wochen längeren Reifungsdauer) Hafer. Auch sind gewisse Luzernearten, Weißklee und Buchweizen anzubauen. Alles dies weist darauf hin, daß die landwirtschaftliche Zukunft dieses Territoriums hauptsächlich in der Viehzucht zu suchen ist. Das dürfte in der Tat auch mit den wichtigsten Bedürfnissen der Bevölkerung übereinstimmen, die hauptsächlich land-

wirtschaftliche Erzeugnisse konsumiert, vor allem Fleisch und Fette tierischen Ursprungs, wie die Goldgräberei- und Forstarbeiter.

Die Aussichten für die Kolonisierung des Landes verbessern sich wesentlich durch seinen Reichtum an Mineralien, der eine starke Zunahme der bergbaulichen Arbeiterschaft erwarten läßt, besonders bei den hohen Transportkosten für ausländische agrarische Produkte. Selbst wenn die Erträge des Landes sehr spärlich und unsicher und die Anlagekosten für Transportmittel sehr hoch wären, würden sich die landwirtschaftlichen Produkte voraussichtlich doch billiger stellen als die ausländischen.

Kriegspublikationen Parteien und Kolonialpolitik nennt sich das 2. Heft der Sammlung Koloniale Zeitfragen, die der Aktionsausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft erscheinen läßt /Berlin, Dietrich Reimer/. Es gibt die Reden wieder, die von einigen Abgeordneten am 7. Juni 1916 in der Philharmonie zu Berlin gehalten wurden. Wie in dieser Rundschau (1916 II, Seite 720 f.) bereits mitgeteilt wurde, hat dort Genosse Paul Lensch für unsere Partei gesprochen. Seine, in dieser Schrift nun wiedergegebene Rede ist vor allem deshalb von Interesse, weil er sich da als Sozialdemokrat nachdrücklich für die Wiedererlangung der von unseren Kriegsgegnern eroberten deutschen Kolonien als ein wichtiges Kriegsziel ausspricht. So erfreulich es ist das feststellen zu können, so darf darüber doch nicht vergessen werden, daß sich die Mehrheit der Parteigenossen damit zu Anschauungen bekehrt hat, die Jahrzehnte lang in der Partei nur hier in den Sozialistischen Monatsheften vertreten worden sind. Die Taktik zu behaupten, wir machten etwa auch hier nur wahr, »was wir immer gesagt« haben, könnte nur schädigend wirken. Deshalb darf ein Passus der Rede Lenschs nicht unwidersprochen bleiben. Es ist nicht richtig, wenn Lensch die Kolonialgegnerschaft der klassenbewußten Proletarier vor dem Krieg darauf zurückführt, daß »der Aufbau und Ausbau des deutschen Kolonialreiches nur möglich gewesen sei unter der steten Drohung eines Krieges mit England, das heißt eines Weltkrieges«. Die ablehnende Haltung unserer Partei gegenüber der Kolonialpoli-

tik galt der Sache an sich. Man betrachtete die Kolonialpolitik als eine Angelegenheit des Kapitalismus, an der nur eine Handvoll Unternehmer interessiert sei, und war noch obendrein von der absoluten Wertlosigkeit speziell des deutschen Kolonialbesitzes überzeugt. Ebensovienig kann man den zweiten Grund gelten lassen: die Kolonien hätten uns »Skandale über Skandale« eingebracht. Wer trägt schließlich am meisten Schuld, daß aus Mücken Elefanten gemacht, aus unvermeidlichen kolonialen Jugendsünden Skandale wurden? Man sollte, statt nachträglich Rechtfertigungen zu suchen, lieber einfach anerkennen, daß man auch in diesem Punkt aus dem Krieg gelernt hat.

Kurze Chronik Der frühere Präsident des Oranjerestaats und Führer dieses Teils der Buren in dem Endkampf gegen England M. Th. Stejn ist Ende vorigen Jahres gestorben. Als der eigentliche politische Kopf der verbündeten südafrikanischen Republiken wird er in der Geschichte fortleben; mit der englischen Herrschaft hat er sich (gleich seinem Freund de Wet) nie ausgesöhnt, wenn er auch zu klug war von Putschen Rettung zu erhoffen. ◊ Am 24. Januar ist Jesco von Puttkamer, 60 Jahre alt, in Berlin plötzlich aus dem Leben geschieden. Er hat 1891 bis 1895 die Kolonie Togo, dann bis 1906 Kamerun als Gouverneur verwaltet. Er war einer unserer begabtesten Kolonialbeamten, und es ist sehr bedauerlich, daß ein Verstoß gegen die sogenannte gesellschaftliche Sitte seiner Laufbahn ein Ende machen konnte; er wurde ein Opfer des Cant (der leider nicht nur auf England beschränkt ist). Seine Verdienste um unsere Kolonialzukunft dürfen nicht vergessen werden. ◊ General Hubert Lyautey, der lange Jahre hindurch seinem Vaterland als Eroberer und Verwalter Marokkos große Dienste geleistet hat, wurde zum französischen Kriegsminister ernannt. Lyautey ist auch als Kolonialschriftsteller hervorgetreten (Du rôle colonial de l'armée, Dans le Sud de Madagascar). ◊ Am 29. Dezember feierte Georg Schweinfurth seinen 80. Geburtstag. Er ist einer der Größten aus der Zeit der Erschließung Afrikas. Während seines 26jährigen Aufenthalts in Afrika arbeitete er grundlegend als Botaniker, Ethnologe und Geograph.